



Zeitenwende

A Einleitung

Der Mensch besinnt sich auf die Natur: Nach Jahrtausenden des Kampfes gegen die Naturgewalten, gegen zuviel oder zuwenig Wasser, zuviel Hitze oder Frost, tierische oder pflanzliche Schädlinge – haben wir gemerkt, dass wir mit der Natur auch uns selbst zerstören. Der Wunsch, die Natur wieder in unser Leben mit einzubeziehen, ist unübersehbar. Wie das genau vor sich gehen soll, darüber gibt es noch keinen Konsens. Aber das unbestimmte Gefühl, dass die Natur etwas erstrebenswertes ist, ist nicht zu leugnen. Wenn die Werbung schon gemerkt hat, dass Produktmarketing mit dem Label Natur gute Aussichten auf Gewinn verspricht, sagt das eigentlich schon alles.

Von jeher ist das Verständnis für die Natur dreigeteilt:

1. Einerseits war die Natur der Lebensspender. Sie bot dem Menschen Nahrung, die Luft zum Atmen, den Regen, der die Pflanzen wachsen und gedeihen ließ, und die Sonne, die Licht und Wärme gewährleistete. In diesem Sinne war die Natur die milde, sorgende Kraft, die dem Menschen erst das Leben ermöglicht.
2. Andererseits konnte die Luft im Sturm grasam sein und alles vernichten, was sie erst so liebevoll gegeben hatte. Ebenso grausam konnte der Regen sein, wenn er alles überschwemmte und mit sich davorriss, was der Mensch mühsam aufgebaut hatte. Und auch die Sonne war eher selten so temperiert, dass man so richtig zufrieden sein konnte. Mal war es zu kalt, mal zu heiß und zu trocken, so dass man gezwungen war, sich vor ihr zu schützen.



Nichts war so, dass man rundum zufrieden sein konnte. Im Gegenteil – man musste um sein Leben kämpfen, und meistens bedeutete das: man musste gegen die Natur kämpfen. (Daneben kämpfte der Mensch auch gegen den Menschen, aber das ist eine andere Sache.) In diesem Sinne war die Natur der Feind des Menschen. Als Sinnbild dieses Kampfes gegen die Natur könnte man mit einiger Berechtigung das Haus im weitesten Sinne ausmachen. Es bietet Schutz vor Kälte und Hitze, vor Regen und Nässe, und in Verbindung mit einem festen Zaun auch vor wilden Tieren und sonstigen Feinden. Gewissermaßen ist das Haus das Gegenbild der Natur. Im Haus grenzt sich der Mensch von der Natur ab.

Die alten Völker haben aus den verschiedenen Aspekten der Natur verschiedene Gottheiten

gemacht. So gab es den Erhalter und den Zerstörer, die sich auf einer höheren Ebene in der Einheit, dem dritten Aspekt, wieder zusammen fanden.

3. Dieser dritter Aspekt, der neben den beiden genannten immer eher im Hintergrund blieb, betrifft die Stellung des Menschen im Verhältnis zur Natur ganz allgemein. Der Mensch ist klein, die Natur groß. Ein Räuspern der Natur kann gleich hunderte oder tausende hinwegraffen. Gegen diese Größe ist der Mensch wehrlos. Trotzdem empfindet er das nicht nur als bedrohlich, so wie im zweiten Aspekt. Immerhin hat die Natur den Menschen in Jahrtausenden nicht ausgelöscht. Man könnte also davon ausgehen, dass ihr doch irgendetwas am Menschen liegt. Diese erhabene Größe ist verehrungswürdig. Und so gab es immer Gleichnisse dieser verehrungswürdigen Seite der Natur, die der Mensch als Sinnbild verehrte. Das waren z. B. Bäume, denen eine besondere Bedeutung zukam. Relikte davon sind die Gerichtslinde, der Baumhain bei den Griechen, die deutsche Eiche. Oder noch höher gefasst: die Weltenesche der Germanen. In der chinesischen und japanischen Kultur gibt es heilige Berge, wo dieser dritten Aspekt sehr deutlich in Erscheinung tritt.

Wissenschaftlich gesehen ist die Natur eher ein physikalisches Phänomen. Alles ist durch die Naturgesetze erklärbar. Es gibt zwar noch ungelöste Fragen, manches ist noch nicht bis ins Detail geklärt, aber das sind eher Randprobleme, die das Bild nicht wirklich stören. Trotzdem übt die Natur eine Faszination aus, die über die rein physikalische Anschauung hinausgeht.

Wie man leicht erkennen kann, gibt es kein einheitliches Bild der Natur. Die Natur – als in sich geschlossene Einheit, gibt es nicht. Zudem hat jeder seine ganz speziellen eigenen Vorstellungen, von denen handelt dieses Buch im weitesten Sinne. Stellt sich die Frage, was diese Überlegungen in einem Gartenbuch zu suchen haben. Was hat die Natur mit dem Garten zu tun? Der Garten ist schließlich nach menschlichen Idealen gebaut, er ist bestenfalls der Natur nachempfunden. Er wird gepflegt und gehegt, was bedeutet, dass die wilde Natur hier schon mal keinen Platz hat.

B Leben und Dynamik

Vor einigen Jahren habe ich mich näher mit dem Thema Natur und Garten befasst. Nachzulesen auf meiner Homepage unter 'Garten – Leben erleben'. Wenn man die Entwicklungsgeschichte betrachtet, muss man einsehen, dass es zu kurz gegriffen ist, den Garten nur als Gegenbild der Natur zu sehen. Es stimmt zwar, dass die Ursprungsform des Gartens der abgegrenzte Bereich ist, der v.a. Schutz vor wilden Tieren bot, die es auf die Ernte abgesehen haben. In den alten Zeiten mag das auch der Hauptgrund für die Anlage eines Gartens gewesen sein. Doch die Tatsache, dass immer auch Blütenpflanzen, die keinen direkten Nutzen als Nahrung für den Menschen hatten, mit gehegt und gepflegt wurden, zeugt doch deutlich von einem weiteren Aspekt: der Schönheit. Die Beschäftigung mit den schönen Dingen ist nicht nutzenorientiert. Sie hat eher etwas mit Hingabe zu tun.

Ich habe den ersten Aspekt der Natur als die sorgende, dienende, aber auch liebliche Natur identifiziert. Die Schönheit lässt sich dort nur zum Teil einordnen. Sie hat auch etwas von dem dritten Aspekt, der erhabenen Natur. Wer schon einmal eine Pflanze mit einem Makroobjektiv einer guten Kamera betrachtet hat, weiß wovon ich rede. Plötzlich sieht man jede Menge Details, wo vorher nur Farbe war. Es ist faszinierend zu beobachten, wie kunstvoll nur eine einzelne Blüte aufgebaut ist. Oder die Behaarung eines Blattes.

Was mich in erster Linie am Garten interessiert, ist alles, was keinen direkten materiellen Nutzen hat. Dazu gehört z.B. der Anbau von Obst und Gemüse, was also vorwiegend der Ernährung dient. Dieser Aspekt ist tatsächlich in den letzten Jahrzehnten in den



Hintergrund getreten. Auch die reine Freizeitnutzung, auch wenn die immer noch eine große Bedeutung hat, interessiert mich nur wenig. Dazu gehören die Rasenflächen, die für Spiel und Sport vorgesehen sind, zumindest für die Kinder in jungen Jahren. Dazu zählen auch die Aufenthaltsbereiche, also die Terrassen. Versteckte Sitzplätze würde ich allerdings davon ausnehmen, da die mehr dem Rückzug dienen und daher wieder mehr der Kontemplation. Doch dazu später mehr. Der letzte Schrei scheinen zur Zeit die Outdoorküchen zu sein. Kochen im Freien weckt vielleicht archaische Erinnerungen an die Jagd mit anschließender Lagerfeuerromantik.

Damit will ich nichts schlecht reden. Alle diese Aspekte haben ihre Berechtigung und können auch in die Gartengestaltung integriert werden. Erst wenn sie zu viel Raum einnehmen oder gar den Garten komplett einnehmen, hat das nichts mehr mit der Natur zu tun.

In meiner kleinen Schrift 'Naturerkenntnis – Selbsterkenntnis' habe ich mich ausführlicher mit diesem Thema auseinandergesetzt. Ich möchte hier nicht alles wiederholen, das würde zu weit führen. Im wesentlichen läuft es aber auf folgende Einsicht heraus:

Wenn wir von der Natur reden, reden wir in der Regel von der belebten Natur. Die Begriffe

sind in dieser Hinsicht nicht klar gegeneinander abgegrenzt. Es gibt zwar die Naturwissenschaften, die sich intensiv mit der unbelebten Natur beschäftigen. Dennoch wird der Begriff 'Natur' meistens im Sinne der belebten Natur begriffen. Und daran wollen wir uns hier ebenfalls halten. Wenn wir von der Natur reden, reden wir auch vom Leben. Man könnte sogar sagen: was lebt, ist auch natürlich. Künstliches Leben gibt es, zumindest bis heute, nicht. Wenn wir uns also mit dem Leben beschäftigen, kommen wir auch dem Begriff der Natur näher.

Kennzeichen des Lebens ist die Dynamik. Ist Entwicklung. Ist Geburt. Ist Wachstum, Reife, Alter und Tod. Leben steht nie still. Die lebendigen Prozesse, die einem Organismus zugrunde liegen, sind immer in Bewegung. Sobald sie zum Erliegen kommen, stirbt der Organismus.

Damit wären wir bei einem weiteren wichtigen Kennzeichen der Natur – der Dynamik. Die Natur ist immer in Bewegung. Wobei Bewegung immer eine aufsteigende Entwicklung ist. Wie das Wachstum eines einzelnen Organismus immer ein Mehr an Substanz und dann durch die Vermehrung ein Mehr an Organismen ist, so bedeutet Dynamik auch in der Natur die Entwicklung hin zu einem anderen Level. Mehrere Organismen schließen sich zu Lebensgemeinschaften zusammen, die sich ebenfalls im Laufe der Zeit verändern und weiterentwickeln. Wir machen hier noch eine weitere Einschränkung, die für die Betrachtung des Gartens legitim ist: Wir betrachten nämlich im Wesentlichen die Pflanzengesellschaften und ignorieren die Fauna.

Es ist tatsächlich so, dass in Abhängigkeit von den geologischen Verhältnissen und dem Klima sich immer recht ähnliche Pflanzen zu einer sog. Pflanzengesellschaft zusammenfinden. Auch wenn der einzelne Organismus sich gegen alle anderen behaupten muss, die um die begrenzten Ressourcen wie einen freien Platz, Wasser, Nährstoffe und Licht konkurrieren, so entsteht doch im großen und ganzen ein recht einheitliches Gebilde, sei es Wald, Steppe, Moor und vieles andere mehr. Auch in diesen Pflanzengesellschaften geht die Entwicklung immer weiter: Gewässer verlanden, ein Niedermoor z.B. wird sich zu einem Bruchwald entwickeln, eine Brachfläche zu einem Hochwald. Und auch der Wald altert und bricht irgendwann zusammen, worauf wieder eine neue Entwicklung beginnt. Die Zyklen dieser Entwicklungsstufen sind für einen einzelnen Menschen kaum wahrnehmbar, weil die Zeiträume, in denen sie ablaufen, wesentlich länger als ein Menschenleben andauern. Trotzdem können wir durch Beobachtungen paralleler Entwicklungszustände den Ablauf ziemlich genau nachvollziehen. Und damit können wir sicher feststellen: In der Natur gibt es keine Zustände, die sich nicht mehr verändern, sondern immer nur Bewegung und Entwicklung.

Das widerspricht unserem Bedürfnis nach Dauer. Wir möchten, dass ein Zustand, der uns besonders gefällt, möglichst lange währt. Also z. B. die schöne Blüte einer Pflanze, oder eine besonders malerische Gestalt. Oder einfach nur das Laub, das nur ein halbes Jahr schön grün ist und dann vertrocknet und verrottet. Der Mensch hat sich gewaltig ins Zeug gelegt, um diesem Bedürfnis nach Dauer gerecht zu werden. Er hat Pflanzen ausgelesen oder gezüchtet, die besonders lange blühen. Bestes Beispiel sind die Sommerblumenzüchtungen, die als blühende Pflanzen verkauft werden und auf dem Kompost landen, sobald sie – nach einigen Monaten – nicht mehr ansehnlich sind. Oder die Rosen, die ebenfalls mehrere Monate blühen. Natürlich ist es legitim, die Schönheit gewissermaßen zu optimieren. Gerade bei den Sommerblumen ist diese Bemühung aber weit über das Ziel hinausgeschossen. Alles, was die Natur ausmacht, hat man dort praktisch weggezüchtet. Ein Sommerblumenbeet hat so gut wie keine Dynamik, sondern nur Farbe. Alles, was die Natur ausmacht, also die dynamischen Prozesse zwischen Keimung und Tod, werden im Beet ausgeklammert. Die Keimung und das Wachstum bis zur Blüte verläuft in der Gärtnerei, die Fruchtbildung, so sie denn überhaupt noch stattfindet, und das dann folgende langsame Absterben auf der Kompostanlage.

Übrigens haben wir auch im Rasen die Natur überwunden. Dort ist das Wachstum nur noch ärgerlich, weil man ständig mähen muss. Auch wenn der Rasen manchmal richtig saftig grün ist, ist das, was den Rasen ausmacht, nichts weiter als ein Zustand in der Entwicklung, der durch technische Maßnahmen aufgehalten wird. Die Rasengräser werden zwar am Leben gehalten, sie

werden gewässert und gedüngt, aber das, was das Leben eigentlich ausmacht, ist im Rasen nicht erwünscht und wird konsequent unterdrückt. Es mag sein, dass viele Menschen eine Rasenfläche als natürlich empfinden. Wer sich nur ein wenig mit den Hintergründen auskennt, weiß aber, dass eine sattgrüne Rasenfläche mit Natur fast nichts mehr zu tun hat. Die einzelnen Gräser dürfen nicht blühen, nicht fruchten, nicht wirklich leben und nicht sterben. Er wird künstlich am Dahinvegetieren erhalten, mit Leben in all seinen Facetten hat das nicht mehr viel zu tun.

Ich will damit nicht sagen, dass man im Garten auf Rasenflächen verzichten soll. Sie haben durchaus ihre Berechtigung, sei es als Gestaltungsmittel, als Nutzfläche für Sport und Spiel. Wenn wir aber von Natur reden, müssen wir uns im Klaren sein, dass der Rasen nicht dazugehört.

Generell kann man also sagen: In manchen Pflanzen kommen die Lebensprozesse der Natur deutlicher zum Ausdruck, in anderen weniger. Je nachdem, welchen Pflanzen man in der Gartengestaltung den Vorzug gibt, kann man auch im Garten die Natur miterleben oder eben nicht.

Wir wollen uns das an drei Beispielen gedanklich verdeutlichen. Das erste ist ein pflegeleichter, immergrüner Garten. Also Terrasse, Rasen und als Abschluss eine immergrüne Kulisse aus Sträuchern und Bäumen, je nach der Größe der Gesamtfläche. Man kommt zwar auch hier nicht ums Rasenmähen herum, aber abgesehen davon gibt es, wenn die Pflanzen genügend eingewachsen sind, nicht viel zu tun. Kein Laub im Herbst, kaum Unkraut zum jäten, ab und zu mal einen Pflegeschnitt, um die Gehölze in einem optimalen Zustand zu erhalten.

Der Nachteil: es verändert sich nichts. Die Kulisse ist immer gleich grün. Zugegeben: beim Austrieb ist das Grün ein bißchen frischer, und manche Immergrüne Pflanzen haben ja auch eine deutliche Blüte. Trotzdem hält sich die Veränderung in Grenzen. Dieser Garten wirkt nicht wie ein lebendiges Gebilde, sondern eher wie ein Gemälde.

Man könnte dieses Beispiel auch noch weiter auf die Spitze treiben und die Sträucher und Bäume auf eine immergrüne geschnittene Hecke reduzieren. Das ist dann aber kein Garten mehr, sondern lediglich ein Freiraum.

Im zweiten Beispiel denken wir uns die immergrünen Pflanzen als laubabwerfende Sträucher und Bäume. Damit kommt schon wesentlich mehr Leben zur Erscheinung. Im Frühjahr verändert sich das Aussehen mit dem Austrieb der Blätter. Wo im Winter alles kahl und unansehnlich war, ist in kurzer Zeit alles üppig grün. Danach passiert dann allerdings auch nicht mehr viel. Höchstens ein paar Farbutpfer hier und da. Das Wachstum der Gehölze ist so langsam, dass man es nicht weiter bemerkt. Wenn man nur alle paar Jahre einen Blick aus dem Fenster werfen würde, könnte man die Veränderung in der Gestalt bemerken. Der zweite Einschnitt kommt erst im Herbst, wenn das Laub fällt. Das ist wieder eine Zeit, wo man sehr deutlich die Lebensprozesse miterleben kann. Im Frühjahr die Hoffnung, im Herbst die Wehmut. Aber immerhin: man nimmt teil an dem Geschehen draußen.



Eine weitere Steigerung erlebt man, wenn man bei der Pflanzenauswahl Stauden und Gräser mit berücksichtigt. Nicht nur an paar Stellen, sondern wirklich flächig, wobei die Größe der Flächen in einem engen Verhältnis zu der Gesamtgröße des Gartens steht. Das Kennzeichen von

Stauden ist das schnelle Wachstum. Stauden ziehen im Herbst ein, d.h. ihre oberirdischen Pflanzenteile sterben ab und ihre Lebenskraft zieht sich in die Erde zurück. Es ist, als wenn das Leben im Boden verharret und durch die Sonne im Frühjahr wieder aufgeweckt wird. Sie haben also nicht viel Zeit für ihre Entwicklung bis zur Blüte und Fruchtbildung. Sie müssen schnell wachsen, und dieses Wachstum kann man dann beinahe miterleben. Die Veränderung durch das Wachstum der Stauden kann so deutlich sein, dass sich sogar das Raumgefüge verändert. Im Spätwinter, nach dem Rückschnitt der abgestorbenen Pflanzenteile, ist die Fläche kahl und leer. Mit dem Wachstum verändert sich nun nicht nur die Farbe, sondern auch das Volumen. Je kleiner der Raum und je größer die Stauden, um so stärker ist dieser Effekt. Das kann so weit gehen, dass der Raum im Sommer tatsächlich eng wird.

Wenn es gelingt, die Wachstumsvorgänge in die Gestaltung zu integrieren, dann darf man in der Tat davon sprechen, dass sich die Lebenskräfte im Garten widerspiegeln. Und das ist genau das, was die Natur ausmacht. Womit wir jetzt endlich dort wären, wo wir eigentlich hin wollen: Wo treffen sich die Natur und der Garten? Es sind die dynamischen Prozesse, die die Natur ausmachen. Und die sind im Garten die gleichen wie in der freien Landschaft.

Natur ist dort, wo Dynamik und Entwicklung möglich ist. Das ist zwar überall dort, wo Leben ist. Aber es ist eben nicht überall sichtbar. Im Rasen eher nicht, wenn man von den Gänseblümchen absieht, die sich in jeden Rasen im Lauf der Jahre einschleichen. In den Gehölzen nur sporadisch. Und schon gar nicht in den akribisch mit Folie abgedeckten Pflanzungen, die für jede Pflanze genau ein Loch reserviert haben.

Dynamische Entwicklung ist am deutlichsten sichtbar bei Stauden und Gräsern. Im Grunde genommen ist die Farbe durch die Blüte dort nur eine Ablenkung. Bei den sog. Blattschmuckstauden wie den Funkien, Grünspargel oder der weidenblättrigen Sonnenblume ist dieser Aspekt am reinsten zu erleben. Was kein Plädoyer für blütenlose Pflanzplanung sein soll. Aber es hilft, die Gestalt, die Form und Textur aufmerksamer zu beobachten und den Blick zu schärfen.

Das ist ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einem Verständnis der Natur. Natur ist Leben, und dabei spielt es keine Rolle, ob dieses Leben heimisch ist oder nicht. Man muss kein schlechtes Gewissen haben, wenn man sich im Garten nicht um den Erhalt der heimischen Arten kümmert.

Der Garten als Lebensraum

Wir haben es innerhalb von einigen Jahrzehnten geschafft, viele Tier- und Pflanzenarten auszurotten. Das hat uns lange Zeit wenig gekümmert, doch mittlerweile dämmert die Erkenntnis, dass jedes Lebewesen eine Aufgabe im großen Ganzen der Natur hat. Solange es nur einige wenige Arten sind, die fehlen, können andere einspringen. Wenn allerdings zu viele ausfallen, bleiben manche Aufgaben unerledigt. Ein gutes Beispiel, von dem man immer wieder hört, sind die Insekten, die bei der Bestäubung der Pflanzen einen wichtigen Beitrag leisten. Viele Insekten sind bereits ausgestorben, andere sind kurz davor. Das gilt z.B. für 50 % der



Abbildung 1: Zistrose

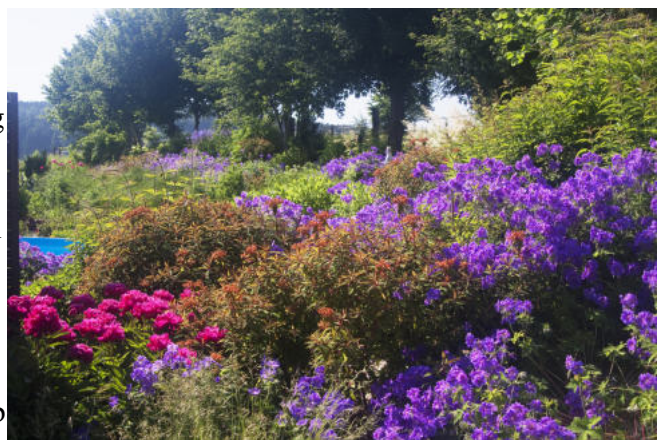
Wildbienenarten. Es kann uns passieren, dass unsere Obstpflanzungen nicht mehr richtig bestäubt werden und damit Ernteaufträge drohen. Das bedeutet: Obst wird knapp und damit teurer.

Nun bin ich eigentlich dagegen, die Natur nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten zu beurteilen. Die Natur hat einen Wert, der um ihrer selbst willen geachtet werden muss. Leider zieht das Argument mit den Kosten deutlich besser, weil man davon schnell selbst betroffen ist. Aber das nur am Rande. Es geht hier in erster Linie um die Konsequenzen, die den Garten betreffen.

Man hört und liest allenthalben, dass der Gartenbesitzer doch bitte schön etwas für die Natur tun muss. Wenn viele das bisschen, das in ihrer Macht steht, nicht unterlassen, wäre viel gewonnen. Dann ist die Rede davon, möglichst heimische Pflanzen zu verwenden, weil viele Insekten auf ganz bestimmte Arten spezialisiert sind. Doch gerade das ist in meinen Augen kein zulässiges Argument. Man muss sich einmal klar machen, woher die Forderung nach der Verwendung von heimischen Pflanzen stammt, um sich eine fundierte Meinung bilden zu können, die nicht von irgendwelchen Vorlieben oder Interessen gesteuert ist.

Als ich Gärtner gelernt habe, also Ende der 1970er Jahre, war noch die große Zeit der Koniferengärten. Jeder der was auf sich hielt, hatte im Vorgarten Rasen mit einer Blaufichte mitten drin. Beliebte waren auch Zwergzypressen oder Wacholder, also alles was immergrün und irgendwie exotisch aussah. Mein damaliger Chef hat dann alles mit Erica und Calluna unterpflanzt, was zwar immerhin mal geblüht hat, aber v.a. ebenfalls immergrün war. Immergrün war gut, weil es den Rasen nicht mit diesem Laub, das jeden Herbst herunterfiel, verunreinigte.

Dagegen formierte sich Widerstand. Und plötzlich ging es nicht mehr nur um die Verhinderung von der immergrünen, lebens- und insektenfeindlichen Wüste. In gewissen Kreisen entstand die Forderung, nur noch heimische Pflanzen auch im Garten zu verwenden. Gefördert von der Ökologiebewegung, wollte man den Garten einer Radikalkur unterziehen. Statt der tatsächlich unnatürlichen Koniferengärten waren nun überhaupt keine fremdländischen Pflanzen mehr zugelassen. Ob die nun trotzdem für die Fauna attraktiv waren, spielte keine Rolle mehr. Leider hat sich diese Weltanschauung bis heute gehalten. Und leider wird



sie immer wieder geteilt, einfach weil es sich irgendwie logisch anhört.



Es gibt tatsächlich Insekten, die auf ganz bestimmte heimische Pflanzen angewiesen sind. An erster Stelle wird immer wieder die Brennessel genannt. 20 Insektenarten nutzen sie als Nahrungspflanze, unter ihnen das Tagpfauenauge, Admiral oder Kleiner Fuchs. Der einfache Schluss lautet: Wer diese Falter liebt, der muss auch die Brennessel lieben und ihr einen Platz im Garten anbieten. Es heißt dann: "Jeder, der einen Garten besitzt, kann selbst etwas für diese Schmetterlinge tun, indem er in seinem Garten der Brennessel einen nährstoffreichen und sonnigen bis halbschattigen Platz (vielleicht in der Nähe des Komposthaufens) bietet."

Nun ist aber gerade die Brennessel kein bißchen bedroht. Im Gegenteil: Sie wird sogar durch die Stickstoffbelastung begünstigt, die durch Landwirtschaft, Industrie und Verkehr in besorgniserregendem Ausmaß erst in die Luft gelangt und dann über die Niederschläge in den Boden eingewaschen wird. Oder die bei Starkregen von den Äckern in die Gewässer gespült wird und bei Hochwasser die Uferbereiche düngt. Es ist also

völlig unnötig, dem Gartenbesitzer ein schlechtes Gewissen einzureden, damit er die Natur fördert – zumindest, was die Brennessel betrifft.

Ich bin nicht prinzipiell gegen heimische Pflanzen, ich wehre mich aber entschieden gegen die einseitige Argumentation. Die Forderung nach Verwendung von heimischen Pflanzen hat sehr viel mit Ideologie zu tun, und weniger mit wissenschaftlich fundierten Erkenntnissen.

Die Naturzerstörung geschieht großräumig durch die intensive Landwirtschaft, die Industrie und Verkehr und ganz wenig durch Gartenbesitzer, die sich auf kleinem Raum eine Idylle schaffen wollen. Wenn wir uns an die geschichtlichen Betrachtungen erinnern, dann ist ein ganz wichtiger Aspekt bei der Gartengestaltung von jeher die verehrungswürdige Schönheit in der Natur. Das hat sich bis heute nicht geändert. Darüber sollte man sich freuen, anstatt die Leute unter Druck zu setzen.



Zudem sind wir mitten drin im Klimawandel. Was also heute heimisch ist, wird es schon morgen nicht mehr sein. So gesehen könnte es sogar eine Chance sein,

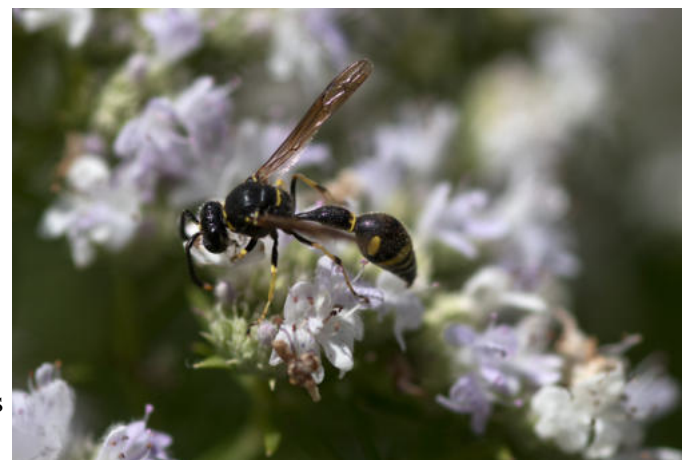
wenn wir jetzt schon Pflanzen einführen, die mit dem Klima von morgen besser zurecht kommen.

Dazu ein kleines Beispiel am Rande: In Passau bei einem Wohnbauprojekt hat mir die Untere Naturschutzbehörde verboten, einen Götterbaum zu pflanzen. Weil der als invasiv gilt. Nun habe ich im niederbayerischen Raum noch nie einen wild aufgewachsenen Götterbaum gesehen. Deshalb habe ich dieses Verbot damals nicht verstanden. Erst als ich in Mannheim auf der Bundesgartenschau war, und überall im Stadtgebiet wild wachsende Götterbäume gesehen habe, war mir klar, woher diese Abneigung gegen den Götterbaum kam. Im Mannheim sät sich der Götterbaum tatsächlich gewissermaßen in jeder Pflasterritze aus. Trotzdem bin ich mir nicht sicher, ob solche Verbote irgendetwas ändern. Wenn ein Organismus so vital ist, wird es kaum möglich sein, seine Verbreitung aufzuhalten. Wie dem auch sei: das ist vielleicht ein Grenzfall, den man so oder so bewerten kann. Von vornherein alles verbieten, was nur irgendwie gefährlich werden könnte, ist aber keine fruchtbare Einstellung.

Der Rheingraben hat sowieso ein milderes Klima als der Passauer Raum. Wenn man dort eine Stadt baut, mit all den spezifischen Auswirkungen auf das Mikroklima, braucht man sich nicht zu wundern, wenn sich dort Pflanzen ansiedeln, die es vorher dort nicht gab. Genau das ist Natur. Wenn der Standort verändert wird, verändert sich auch die Artenzusammensetzung. Hier zeigt sich die Dynamik des Lebens. Die Arten suchen sich ihre ökologische Nische. Wer dann immer noch darauf beharrt, dass v.a. heimische Pflanzen verwendet werden, der hat die Natur noch nicht wirklich verstanden.

Es gibt Auswüchse, die nichts mehr mit Garten zu tun haben, z.B. die Schottergärten. Die haben nur noch den Namen mit dem Garten gemein. Dort geht es nur noch darum, mit geringstem Aufwand eine Fläche, mit der man nichts anzufangen weiß, irgendwie pflegeleicht zu gestalten. Wobei das Wort Gestaltung bereits eine Irreführung ist. Die Natur jedenfalls ist dort nicht erwünscht. Aber auch dort ist mit einem Verbot solcher Schotterflächen, wie das nun allenthalben beabsichtigt ist, wenig gewonnen. Wer keinen Sinn für die Natur hat, dem wird man ihn mit Verboten ganz bestimmt nicht aufzwingen können.

Der Garten ist in erster Linie ein Platz für den Menschen. Also ein Raum, den sich jeder nach



seinen ganz spezifischen Bedürfnissen einrichtet. Wer auf Wildnis steht, dem steht es frei, alles durcheinander wachsen zu lassen. Wer es geordnet möchte, kann sich ebenfalls in seinem Garten verwirklichen. Wir sind nun einmal eine Gesellschaft, die dem Individualismus einen hohen Wert beimisst. Das ist nicht prinzipiell schlecht. Warum soll das gerade im Garten anders sein.

Und noch ein paar Worte zu den Tieren, hier v.a. zu den Insekten, die nun mal die Haupt-Akteure in Verbindung mit den Blüten sind. Bei dem Beispiel mit der Brennessel wird suggeriert, dass v.a. heimische Pflanzen für Insekten interessant sind. Was also umgekehrt bedeutet: Nicht heimische Pflanzen sind für Insekten nicht attraktiv. Das ist aber nicht richtig.

Viele nichtheimische Pflanzen sind geradezu Insektenmagnete, so z.B. der allgemein bekannte Schmetterlingsstrauch (Buddleia). Oder die Doldenblütler, egal wo sie herkommen. Wenn man weiß, dass unsere heimischen Pflanzen v.a. im Frühjahr bis in den Frühsommer blühen, die nordamerikanischen Präriepflanzen erst anschließend, bzw. im Spätsommer oder gar im Herbst, dann sollte doch der Schluss nahe liegen, dass diese Pflanzen auch ein Gewinn für die Insekten sind.

Ich erinnere mich, dass vor vielen Jahren (etwa in den 70er und 80er-Jahren) eine Diskussion über tote Hummeln unter Krimlinden im Gange war. Krimlinden – der Name sagt es bereits – sind keine heimischen Bäume. Im Gegensatz zu unseren Linden, der Sommer- und Winterlinde, blühen sie später und werden nicht ganz so hoch. Außerdem sind sie recht hitze- und trockenheitsresistent, weshalb sie als Stadtbaum beliebt waren. Durch die toten Hummeln kamen sie in Verruf – es schien, als sonderten sie ein Gift ab, das die Hummeln tötete. Es dauerte Jahre, bis man herausfand, dass die Hummeln eigentlich verhungert waren. Die heimischen Pflanzen sind im Juli verblüht und können daher keine Nahrung mehr bieten. Weil es bei den Krimlinden noch Nektar und Pollen zu holen gab, hat es die Hummeln zu ihnen gezogen. Wenn sich sinngemäß alle Hummeln auf einen einzigen Baum stürzen, reicht die Nahrung nicht für alle und sie werden immer schwächer, bis sie endgültig verhungern. Immerhin hat diese Erkenntnis die Krimlinden rehabilitiert. Man darf daraus durchaus ableiten, dass nichtheimische Pflanzen eine Bereicherung auch für die Tierwelt darstellen können. Sie von vornherein aus der Gartengestaltung auszuschließen, zeugt nicht von vorurteilsloser Betrachtungsweise. Kurioserweise werden von den Befürwortern heimischer Pflanzen dann auch z.B. die Rudbeckien als heimisch erklärt, weil sie schon über Jahrhunderte in Bauerngärten kultiviert wurden. Das kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie ursprünglich aus der Prärie stammen. Gleiches gilt übrigens für die Sonnenbraut, Phloxen, Herbstastern. Und auch die meisten Pfingstrosen stammen nicht von hier, sondern aus China.

Dazu passt ein Garten in der Schweiz, über den in der Zeitschrift 'Gartenpraxis' berichtet wird (8, 2025). Auf 6000 m² sind dort im Laufe der Jahre viele unterschiedliche Gartenräume entstanden, intensiv mit Stauden und Gehölzen bepflanzt (atelier-frei.ch). Die Artenzusammensetzung besteht ausdrücklich aus einer bunten Mischung aus heimischen und nichtheimischen Arten. 2020 wurde dort eine entomologische Untersuchung durchgeführt, bei der 137 Arten Stechimmen (Hummeln, Bienen, Ameisen) festgestellt wurden. Das Fazit: 'Trotz seiner für ein Biotop recht kleinen Fläche finden sich dort mehr Stechimmenarten als auf vergleichbaren Flächen mit größeren Ausmaßen.' Wie man sieht, sind nichtheimische Pflanzen keineswegs uninteressant für die heimische Tierwelt, sie fördern sogar deren Vielfalt.

Der Besitzer, Herr Frei, schreibt dazu in seinem Gartenportrait:

'Wenn eine naturnahe Bepflanzung im Gespräch ist, wird beinahe gebetsmühlenartig wiederholt, dass in erster Linie einheimische Pflanzen dafür verwendet werden sollten. Begründet wird das unter anderem damit, dass hauptsächlich sie Nistmöglichkeiten und Nahrung für Vögel bieten und nützlich für Insekten sind.'

Aufgrund der Verpflichtung, die Biodiversität zu erhalten und zu fördern, sind inzwischen die Baubehörden dazu übergegangen, bei Neuüberbauungen nur noch einheimische Gehölze zuzulassen, ungeachtet dessen, ob sich diese für den entsprechenden Siedlungsraum eignen. So entnehme ich aus einem öffentlichen Gestaltungsplan, welcher für ein urbanes Zentrumsgebiet bei einem Bahnhof erstellt wird, die folgende Auflage: Die Flächen sind zu begrünen, dabei sollen einheimische Sorten verwendet werden. Verallgemeinernd und lapidar wird hier eine Begrünung verlangt. Wie da sprachlich mit der Natur umgegangen wird, ist befremdlich und erinnert mich etwas an den Kosten-Nutzen-Jargon vom pflegeleichten Abstandsgrün. Von einer lebendigen Vielfalt und einer attraktiven Gestaltung ist da jedenfalls nichts zu spüren. Wenn dann noch von objektspezifischen Pflegeübersichtsplänen mit einer Verortung der Grünraumprofile die Rede ist, kommt das Gefühl auf, dass es nur darum geht, die Natur in den Dienst des Menschen zu stellen.

Und was die Vorgabe einheimischer Sorten betrifft, wäre dir Baubehörde gut beraten, wenn sie sich mit diesem Begriff näher auseinandersetzen würde.



Biodiversität als Beschränkung der Artenvielfalt auf einheimische Sorten

Sie müsste sich einerseits fragen, ob die Biodiversität die Beschränkung der Artenvielfalt auf einheimische Sorten verlangt. Das Ziel der Biodiversität ist doch die Vielfalt des Lebens. Im Mittelpunkt steht eine lebendige Natur, diese Vitalität müsste gerade im urbanen Gebiet ein eminent wichtiges Thema sein. Hier wird längst über geeignete Stadtbäume gerätselt. Diese sind seit jeher einer Vielzahl von vitalitätshemmenden Stressfaktoren ausgesetzt. Sie leben in einem künstlichen Umfeld, in dem das Wurzelwachstum durch räumlich begrenzte Baumgruben einschränkt wird und Bodenverdichtung sowie Bodenversiegelung die Wasserversorgung sowie den Gasaustausch erschweren. Hinzu kommen hohe Temperaturen in den Sommermonaten welche durch nächtliche Abstrahlung von Wärme aus der bebauten Umwelt verstärkt werden.

Doch damit nicht genug, durch die Klimaerwärmung kommen weitere Faktoren hinzu, es wird nicht nur wärmer, auch die Niederschlagsverteilung ändert sich. Die Sommer werden, von einigen verregneten Ausnahmen einmal abgesehen, trockener, die Winter dafür feuchter. Mit diesen Schwankungen zwischen heiß und trocken, feucht und kühl kommen viele Pflanzen nicht zurecht. Die Berner Fachhochschule Hochschule für Agrar-, Forst- und Lebensmittelwissenschaften HAFL hat sich mit diesem Thema in ihrem Faktenblatt III zu „Urbane Baumarten und Klimawandel Pilotprojekt Urban Green & Climate“ auseinandergesetzt. Sie ist dabei zum Schluss gekommen, dass auf Basis von Durchschnittstemperatur, Niederschlag und jeweiliger Saisonalität scheint, dass Standorte im kontinentalen Kroatien (z.B. Zagreb) / Bosnien-Herzegowina am ehesten dem für 2060 projizierten Klima in Bern entsprechen. Ihre Empfehlung zur Artenwahl orientiert sich deshalb an Standort und Klimafitness. Vitalität ist das eine, ein natürlicher Lebenszyklus das andere. Was nützt es der ausgewählten einheimischen Flora, wenn sie eingezwängt in eine Formschnitthecke nie den Zyklus von Wachstum, Blühen und Fruchten durchleben kann. Biodiversität erschöpft sich ja nicht in der Auswahl von Pflanzen, diese sollen auch sich entwickeln können. In Siedlungen trifft man immer wieder auf einheimische Waldbäume, die nie ihren natürlichen Habitus erlangen können. Sie werden gekappt, damit sie die Wohnräume nicht beschatten. Da wären doch kleinbleibende Bäume

sinnvoller, selbst wenn sie nicht einheimisch sind. Vor allem, wenn sie das Auge des Betrachters vom Frühling bis in den Spätherbst mit Farben und Formen erfreuen. Denn Freude fördert die Beziehung zur Natur, was ja ein Kernziel der Biodiversitätsbestrebungen sein sollte.

Der Begriff Einheimisch

Andrerseits müsste sie in der Lage sein, den Begriff „Einheimisch“ zu definieren. Über diesen rätseln selbst Fachleute, da in Mitteleuropa seit Urzeiten immer wieder Pflanzen eingeführt wurden. Sie haben der fehlenden eindeutigen Definition von „einheimisch“ derart Rechnung getragen, dass alle nach dem Jahr 1492 eingeführten Arten als „nicht einheimisch“ gelten.



Abbildung 2: Biene auf Echinaea

Die Begründung ist zu finden, weil ab dieser Zeit der Transport von Pflanzen regelmässig praktiziert wurde. Irgendwie kommt es einem bei dieser Argumentation vor, als soll das Rad der Zeit zurückgedreht werden. Pflanzen erobern jedoch ständig neue Lebensräume, nicht nur durch Menschenhand. Die Veränderung der Umweltbedingungen kann genauso Ursache dafür sein; wie dies aktuell durch die Klimaerwärmung besonders augenfällig ist. Viele Pflanzen, die auf kühlere Regionen angewiesen sind oder Konkurrenz von unten bekommen, flüchten in höhere Gebiete. In einer Studie haben mehr als 50 Forscher aus elf Ländern rund um Steinbauer und Sonja Wipf vom Schweizer Institut für Schnee- und Lawinenforschung (SLF) nachgewiesen, dass die Artenvielfalt auf Gipfeln in ganz Europa ansteigt. „Und die Etablierung von neuen Arten beschleunigt sich mit der Zeit“, sagt Steinbauer. In diesem Jahrzehnt – 2007 bis 2016 – haben sich auf den Bergen fünfmal so viele Arten neu etabliert wie im gleichen Zeitraum vor 50 Jahren.

Ist es an Betrachtung dieses dynamischen Prozesses nicht absurd, wenn Fachleute den Bestand an einheimischen Pflanzen auf den Stand von 1500 festfrieren wollen? Der Natur kann man keine Fesseln anlegen. Ökosysteme sind dynamisch; die Gefüge verharren also nicht in einem bestimmten Zustand, sondern verändern sich im Lauf der Zeit und in Wechselwirkung mit anderen Systemen. Man könnte sich höchstens fragen, ob die Evolution Zeit braucht, um eine bestimmte Balance zu finden und in welchem Umfang wir diese Entwicklung beeinträchtigen. Dagegen helfen aber keine fundamentalistischen Statements und Vorgaben. Selbst teure Bewässerungsanlagen können nicht helfen, einheimischen Sorten am Leben zu erhalten, wenn kein Wasser zum Gießen zur Verfügung steht. Ein radikales Umdenken ist gefragt, statt die Natur in einem Museum konservieren zu wollen. Gefragt ist ständiges Beobachten und die Bereitschaft, neuen Erkenntnissen Rechnung zu tragen.'

Dem kann ich nur zustimmen. Leider fallen mir nicht so viele Worte ein, um ein Thema ausführlich zu erörtern. Deshalb habe ich das hier im Wortlaut widergegeben.

C Fraktale



Ich möchte hier einen kleinen Abstecher zu einem Thema machen, das nicht direkt etwas mit dem Garten zu tun hat, das aber das Verständnis für die Natur ein wenig erweitert. Wer kennt nicht z.B. die Bilder vom Grand Canyon in Amerika, wo die Natur gigantische Formationen geschaffen hat. Überall auf der Welt gibt es Landschaften, deren teils bizarre Formen ein ehrfürchtiges Staunen hervorrufen. Es waren v.a. die zerstörerischen Kräfte der Natur, die dort wirksam waren. In den meisten Fällen war es die Erosion durch fließendes Wasser oder durch den Wind.

Wir sehen in einer Flut, die alles hinwegreißt, eine Naturgewalt, die Furcht einflößt. Doch die gleiche Naturgewalt sorgt auch dafür, dass woanders Land abgelagert wird und daraus fruchtbare Erde entsteht. Diese Kräfte, die im Großen wirken und Landschaften formen, kann man im verkleinerten Maßstab überall beobachten. Die Fotos zu diesem Thema sind in Kies- und Sandgruben entstanden, also quasi um die Ecke.

Ebenso, wie man im Garten die Dynamik der belebten Natur erleben kann, kann man an vielen Stellen im Kleinen die Dynamik der unbelebten Natur betrachten und bestaunen. Die Bilder sind verblüffend skalierbar. Wer genau hinschaut, der kann im Kleinen das Große erkennen.

Die Natur ist weder gut noch schlecht. Das können wir daraus lernen. Was für uns persönlich gravierende – meist negative – Folgen hat, erscheint von einem anderen Standpunkt aus

möglicherweise wie ein Fortschritt. Vielleicht steckt in den alten Weisheiten mehr Einsicht als wir glauben. So sind im Hinduismus z.B. Shiva und Vishnu – der Zerstörer und der Erhalter – zwei gleichberechtigte Götter, die zusammen mit Brahma doch wieder eine Einheit bilden. Wir verfallen heute immer mehr der manichäischen Anschauung, die nur die Polarität zwischen Gut und Böse kennt, und verlieren die Wahrheit, die sich in der Mitte ausdehnt, aus den Augen.



Grundsätzlich muss man (mindestens) zwei Bereiche im Garten voneinander unterscheiden: zum einen der rein private Raum, in der Regel mit der Terrasse in Anbindung an die Wohnräume des Hauses und zum andern der in gewisser Hinsicht halböffentliche Raum mit dem Eingangsweg, der die Verbindung zwischen Strasse und Haus herstellt. Wenn - wie das in diesem Beispiel der Fall ist - keine klare Trennung zwischen den beiden Bereichen möglich ist, weil der Eingangsweg aufgrund der Lage des Hauses das Grundstück immer zerschneidet, kommt diesem Eingangsweg eine zentrale Bedeutung zu. Durch Form und Lage dieses Weges wird das Grundstück gegliedert und der formale Charakter geprägt.

In der ersten Variante wird mit einer dichten Bepflanzung aus Blütensträuchern an den Grundstücksrändern im Innern ein geschlossener Raum geschaffen, der von außen wie eine massive grüne Mauer wirkt. Als gestalterische Aussage steht hier die hermetische Abschottung nach außen im Vordergrund. Noch massiver würde hier eine geschnittene Hecke wirken, weil die auch in Bezug auf die äußere Form die Dimension einer Mauer erreicht. Im Innern entstehen zwei Aufenthaltsbereiche, von denen einer mit der Terrasse der sonnige, und der andere durch die Überstellung mit großkronigen Solitärsträuchern oder kleinen Bäumen ein mehr schattiger Platz ist. Dabei ist alles in eine üppige Bepflanzung aus Blütenstauden eingebettet, so dass man mitten in der Siedlung wie in einer wildromantischen Enklave lebt.

Auch in der zweiten Variante wird eine strikte Trennung zwischen innen und außen angestrebt, hier allerdings mit einem Sichtschutzzaun. Trotz der technischen und damit prinzipiell steiferen Konstruktion wirkt diese Lösung von außen freundlicher. Da der Zaun etwas nach innen versetzt ist, wird durch den schmalen Grünstreifen ein weicher Übergang erreicht, ohne dass der Innenraum im Vergleich zur ersten Variante kleiner wird. Auf einen zweiten Sitzplatz wird zugunsten einer kleinen Rasenfläche verzichtet. Man sollte sich aber im Klaren darüber sein, dass eine Rasenfläche eine gewisse Größe nicht unterschreiten darf, weil sie sonst nicht mehr die beruhigende, offene Ausstrahlung ausüben kann. Sie wirkt dann eher als bloßer Lückenfüller und wird leicht als Flickschusterei empfunden.

Die dritte Variante schließlich hebt sich allein durch die geschwungene Form und die Linienführung von den beiden ersten ab. Hier wird bereits durch die Formgebung ein lebendiger und trotzdem harmonischer Eindruck erweckt. Unterstützt wird dieser Eindruck von den Beeteinfassungen, die durch ihre Höhe von 20 bis 40 cm viel stärker und deutlicher in Auge fallen als ebenerdige Wege oder Abtrennungen. Von außen wirkt diese Lösung am wenigsten trennend, obwohl durch die Anordnung der Beete und Strauchpflanzungen der innere Raum kaum einsehbar ist.

Diese Entwürfe sind zunächst als Denkansatz gedacht, um die grundsätzlichen Möglichkeiten vor Augen zu führen. Sie lassen sich je nach Bedarf abwandeln, vereinfachen oder erweitern, einzelne Elemente sind auch durchaus austauschbar. Man kann nicht sagen, die eine oder die andere Variante ist besser oder schlechter. Jeder wird sich für die ihm am meisten zusagende Form entscheiden. Der Charakter des Besitzers spiegelt sich, wenn die Entscheidung bewusst getroffen wird, im Charakter des Gartens wider.

Mein Favorit ist die Variante 3, aber das ist eine rein subjektive Beurteilung.

Mir geht es hier in erster Linie darum, wie die Natur als fester Bestandteil in die Gestaltung integriert werden kann. Wie schon beschrieben, gilt grundsätzlich: Natur ist Leben, Leben ist dynamisch. Wenn man also Natur erlebbar machen möchte, muß man sein Augenmerk auf die dynamischen Prozesse legen. Also dem Werden und Vergehen: Geburt, Wachstum, Reife und Tod. Es gilt, diese Dynamik zu einem festen Gestaltungsziel zu erheben. Man erreicht das am besten, wenn man in unmittelbarer Nähe damit konfrontiert wird. Damit scheidet die klassische Raumaufteilung – Haus, Terrasse, Rasen, Beet – aus. Ein Staudenbeet, das ich nur aus sicherer Entfernung anschauen kann, ist nicht erlebbar. Erlebbar wird es erst, wenn ich mich mitten drin befinde. Wenn sich das Leben in unmittelbarer Nähe abspielt. Der Idealfall ist ein kleiner Sitzplatz

für ein oder zwei Personen mitten in einem üppigen grünen Gartenraum. Je größer der Sitzplatz/die Terrasse, desto schwächer ist der angestrebte Effekt. Man kann sich das leicht vorstellen: Im Winter sind die Stauden abgestorben, die meisten verlieren ihre Struktur und sind im Frühjahr nur noch dürres Gestrüpp. Zusammen mit denen, die noch ihre Struktur erhalten konnten, das sind v.a. die Gräser, wird im Spätwinter alles zurückgeschnitten. Dann ist die Fläche erst einmal kahl und leer. Der Blick geht automatisch in die Weite, wo er sich fängt. Das kann die Grundstücksgrenze mit einer Sichtschutzbepflanzung sein. Oder das Nachbarhaus, wenn die Grenze untergeordnet ist, Oder der Horizont, wenn keine Nachbarn vorhanden sind.

Schon bald fangen die Stauden an zu wachsen. Erst kommen die Blumenzwiebeln, die je nach Witterung sogar dem letzten Schnee trotzen. Irgendwann im April fangen dann endlich die Stauden an zu sprießen. Und dann geht alles sehr schnell. Die heimischen Stauden sind bereits im Spätfrühling ausgewachsen, bei den Präriepflanzen dauert es bis in den Juli. Bis dahin hat sich nicht nur die Farbe durch die Blüten geändert, es verändert sich sogar der Raum. Aus der Leere wird die Fülle. Die Weite weicht der Enge. Ein Sitzplatz – Nomen est

Omen – lädt zum Sitzen ein. Die Augenhöhe einer Person in einem Stuhl ist wesentlich niedriger als im Stehen. Deshalb werden Blickbeziehungen schon von Pflanzen mit einem Meter Höhe gebrochen. Und davon gibt es ziemlich viele. Während der Sitzplatz also im Frühjahr Teil einer



mehr oder weniger großen Fläche war, ist er im Sommer optisch von der weiteren Umgebung abgetrennt. Im Sommer ist der Raum eng geworden, dafür hat man das Leben in unmittelbarer Nähe. Erst im Herbst, wenn sich das Leben in die Erde zurückzieht, wird auch der Raum wieder weiter. Es ist dieser Wechsel von Weite und Enge, der die Dynamik des Lebens am deutlichsten erlebbar macht. Und das ist nur mit Stauden erreichbar.

Genau das ist ein wesentliches Ziel der hier vertretenen Gestaltungsidee. Die Auswirkungen betreffen als erstes die Terrasse, denn die klassische Abfolge: Haus – Terrasse – Rasen ist hier kontraproduktiv. Die Terrasse sollte allseitig in die Pflanzfläche eingebettet sein. Der Effekt wie beim Sitzplatz beschrieben ist zwar geringer, weil die Terrasse für eine größere Anzahl Personen gedacht ist, in abgeschwächter Form ist er aber immer noch deutlich vorhanden. Die neue – ideale – Abfolge ist nun: Haus – Beet – Terrasse – Beet/Rasen.



Damit verschiebt sich die Bedeutung von Haus und Garten. Man ist ja geneigt, den Garten als erweiterten Wohnraum im Freien zu betrachten. Doch das ist in unserem Fall nicht mehr richtig. Im Haus schließt man sich von der Natur ab. Alles was stört – Nässe, Kälte, Hitze, Wind und Wetter, Regen und Schnee, Wespen und Mücken, Flora und Fauna – wird ausgeschlossen. Es ist ja gerade die Aufgabe des Hauses, unabhängig von der Natur zu sein. Im Garten sucht man das genaue Gegenteil, nämlich wieder den Anschluss an die Natur. So gesehen ist das Haus der Fremdkörper in der Natur.

Und noch etwas ist anders: Viele der modernen Häuser haben nicht bloß die verglaste Wohnzimmertür, sondern große Glasflächen bis zum Boden oder Wintergärten, also transparente Wände, wo der Übergang von innen nach außen verschwimmt. Das bietet die Möglichkeit einer neuen Betrachtungsweise. Nicht der Wohnraum wird nach außen erweitert, sondern der Garten wird zumindest optisch ins Haus hinein ausgedehnt. Dann kann man den Garten zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wetter genießen, auch wenn man sich im Haus aufhält.

Dieser Genuss ist zwar eingeschränkt – im Haus spürt man keinen Lufthauch, kein Rascheln der

Blätter, nicht die Sonne auf der Haut oder die würzige Luft in der Nase. Trotzdem ist man dichter dran an den Lebenserscheinungen als auf der großen leeren Terrasse mit angrenzendem großen leeren Rasen. Man sieht immerhin, wie sich die Halme im Wind bewegen, man sieht die ersten Schneeglöckchen und Christrosen blühen, wenn alles andere noch kahl und leer ist. Und danach wie die ersten Triebe aus der Erde sprießen, erst vereinzelt, dann immer vehementer. Wenn andere noch gar nicht auf die Idee kommen, nach draußen zu gehen, sieht man unmittelbar vor der Scheibe, wie sich das Leben seinen Weg bahnt. Und im Sommer hat man die ganze Fülle direkt vor Augen.

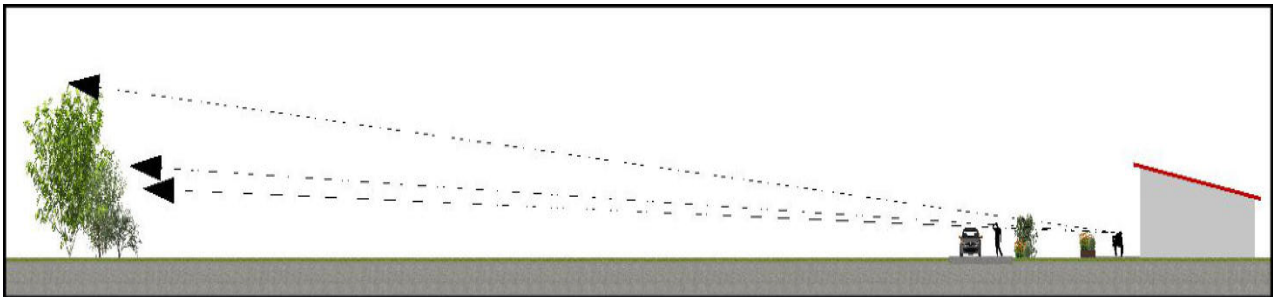
Es ist ein Unterschied, ob man den Garten als Erweiterung des Hauses betrachtet, oder das Haus als Fremdkörper im Garten, bzw. in der Natur.

Nähe und Weite

Wenn man sich, wie gerade gezeigt, auf die unmittelbare Nähe seiner Aufenthaltsbereiche konzentriert, muss das nicht heißen, dass man die Weite aus den Augen verliert. Im Gegenteil: durch die Bepflanzung mit Stauden, die über die Augenhöhe nicht hinauswachsen, fühlt man sich zwar geschützt, die Weite geht aber nicht verloren.

Betrachten wir noch einmal die klassische Abfolge: Terrasse, Rasen, Zaun mit oder ohne Strauchhecke/Sichtschutz. Von der Terrasse aus betrachtet fängt sich der Blick an der Grundstücksgrenze mit der Hecke. Dort ist der Gartenraum zu Ende. Das können 10 m oder 100 m sein, man sieht sofort, wo der Garten endet. Bei 100 Metern ist das vielleicht kein großes Problem. Diese Entfernung übertrifft das menschliche Maß um ein Vielfaches. Bei 10 Metern oder darunter ist das anders. In diesem Fall spürt man den Unterschied zwischen einer großen oder kleinen Fläche ganz erheblich.

Durch die perspektivische Wirkung kann man der Realität ein Schnippchen schlagen. Die folgende Skizze bietet eine anschauliche Darstellung der Situation.



Die Hecke an der Grundstücksgrenze schirmt zwar den Blick auf die Straße mit Fußgängern und Autos zuverlässig ab. Gleichzeitig begrenzt sie aber auch den Gartenraum. Dahinter sieht man nichts mehr, sogar die Baumgruppe in einiger Entfernung ist nicht sichtbar, weil die Blickachse darüber hinaus geht. Ein solcher Sichtschutz hat immer zwei Richtungen: Es kann niemand in den Garten hereinschauen, man selbst kann aber auch nicht mehr heraussehen. Gerade bei kleinen Gärten, die heute immer häufiger werden, ist das ein wichtiges Kriterium.

Wenn man dagegen die Hecke weg lässt, stattdessen aber ein Beet an der Terrasse anlegt, sieht die Situation ganz anders aus. Bei entsprechender Höhe der Pflanzen ist man auf der Terrasse ebenfalls vor neugierigen Blicken von außen geschützt. Die Blickachse von einem Beobachter auf der Terrasse geht jetzt aber nicht mehr so steil nach oben, so dass man die Baumgruppe in der Weite gut erkennen kann. Dadurch definiert jetzt die Baumgruppe den Raum, weil der Blick erst dort auf ein Hindernis trifft. Das ist das Entscheidende: Der optisch erfasste Gartenraum endet jetzt nicht mehr

an der Grundstücksgrenze, weil man die gar nicht sieht, sondern in der Peripherie. Das können andere Häuser sein, ein Hügel, ein Wald, ein Baum oder sonst was.

Zugegeben: Der gewünschte Effekt stellt sich erst ein, wenn die Pflanzen eine gewisse Höhe erreicht haben. Dem kann man abhelfen, indem man die Stauden in ein Hochbeet pflanzt. Je nach Höhe gewinnt man einen ordentlichen Vorsprung, ohne sich einzuengen. Ein solches Hochbeet kann aus den unterschiedlichsten Materialien bestehen. Den meisten Platz bietet dabei eine Stahlkonstruktion. Da reichen ein paar Millimeter Wanddicke im Gegensatz z.B. zu einem gemauerten Beet oder einem aus Naturstein. Gerade bei kleinen Flächen ist das ein nicht zu unterschätzender Vorteil.

In diesen Zusammenhang passt eine Begebenheit, die mir in guter Erinnerung geblieben ist: Die Besitzerin eines großen Gartens von etwa 2000 qm bat mich um Hilfe bei der Umgestaltung des Gartens. Er war mittlerweile etwa 20 Jahre alt, es gab also bereits einige schöne große Pflanzen, die ein wertvolles Grundgerüst abgaben. Darüberhinaus gab es aber auch viele Wildsträucher und -bäume dazwischen, die das Ensemble zu einem wirren Dickicht machten. Von Gestaltung keine Spur. Da das Grundstück relativ lang, dafür aber recht schmal war, betrug die gefühlte Größe des Gartens nur einen kleinen Teil dieser 2000 qm. Die Terrasse klebte dicht am Haus, das Beet daneben war mittlerweile so stark beschattet, dass die ursprünglich gepflanzten Stauden sich fast alle stillschweigend verabschiedet hatten. Alles in allem ein zwar grüner, aber dennoch trostloser Anblick, was die Besitzerin auch deutlich spürte. Das Grundstück lag an einem Hang, nach unten unverbaut, mit einem herrlichen Fernblick über das Saartal. Den hatte man allerdings bei der Neuanlage zugepflanzt, aus Angst vor dem Lärm der Autobahn, die in einigen hundert Meter Entfernung durch das Tal führte. Rein akustisch hat ein Strauch oder Baum zwar keine Wirkung bzgl. Schallschutz, die Psychologie unseres Gehirns gaukelt uns aber bisweilen vor, dass man nicht hört, was man nicht sieht. Dabei war es in diesem Fall sogar relativ einfach, eine Sichtachse nach außen zu öffnen, ohne den Blick auf die Autobahn freizugeben.

Abstraktion

Die Überlegungen über Nähe und Weite kann man vorsichtig verallgemeinern, was sie in einen größeren Zusammenhang stellt. Beim Garten, so wie er hier dargestellt wird, geht es um Gefühle. In erster Linie wohl um das Wohl-Fühlen. Die Voraussetzungen dazu sind nicht bei jedem die gleichen. Deshalb wird es auch nie den einen Entwurf für die Gartengestaltung geben. Wichtig im Vorfeld ist aber, dass man sich über seine Gefühle im Klaren wird, so weit das irgend geht. Dazu sollte man sich mit dem Thema auseinandersetzen, weil man sonst Gefahr läuft, etwas als gegeben hinzunehmen, was bei näherer Betrachtung sich als relativierbar herausstellt.

Man stelle sich vor, man steht auf einer Bergspitze, weit über der Baumgrenze, wo es nur noch Fels und Steine gibt, höchstens noch ein paar Kräuter und Grashalme. Die Landschaft liegt weit ausgebreitet vor einem. Alles ist weit entfernt und wirkt aus dieser Perspektive klein bzw. wird unsichtbar. Man fühlt sich groß, frei und erhaben. Nicht, weil man gewachsen ist, nein: weil durch die perspektivische Veränderung die Umwelt kleiner geworden ist. Man gibt sich einer Täuschung hin, weil man doch immer noch der gleiche Mensch ist, der man vorher war und der man wieder sein wird, wenn man wieder im Tal angekommen ist. Nur für den Augenblick genießt man die Weite und die Stille und gewinnt Abstand von den bisweilen mühseligen und frustrierenden Niederungen des Daseins.

Das (oder ein) Gegenteil ist ein kleiner, offener Platz in einem Tal, vielleicht in einer Waldlichtung, umgeben von hohen Gräsern und blühenden Pflanzen. Ein kleiner Bach schlängelt sich durch das Tal. Man hört ein leichtes Plätschern, man hört Vögel zwitschern, Insekten summen, kurzum: man ist umgeben von üppigem Leben. Hier ist man einer unter vielen. Nichts besonderes in der Fülle des Seins. Weder Weite, noch Stille, dafür aber Idylle.

Auf der Bergspitze ist man allein; je höher man steigt, umso weniger Platz ist dort für andere. Die Freiheit und Größe, die man dort spürt, kann man nur mit ganz wenigen teilen. Nahrungsmittel gibt es hier keine mehr - alles was man zum Überleben braucht, muss man von unten mitbringen. Und man steht überall unmittelbar am Abgrund. Ein falscher Schritt, und die erhabene Größe weicht der Ohnmacht vor den Gewalten der Natur. Ganz anders ist die Situation im Tal. Dort ist man klein inmitten von all dem anderen Leben, oder neben einem Baum, der einen um ein Vielfaches überragt. Doch diese Kleinheit hier unten wird nicht zur Ohnmacht, sondern zur Geborgenheit. Der Baum, der größer und mächtiger ist, bietet Schutz statt Gefahr. Von den Früchten kann man sich ernähren, Wasser zum Trinken ist ausreichend vorhanden. Auch wenn man weiß, dass hinter all dem Leben ständig Existenz- und Konkurrenzkämpfe stattfinden, so ist doch eine relative Sicherheit vorhanden. Man mag sich hier klein fühlen, dafür ist man aber nicht auf sich allein gestellt, sondern Teil des üppigen Lebens, das sich hier entfaltet, man ist geborgen in der Fülle des Seins.

Bei der Anlage eines Gartens hat man es mehr oder weniger mit diesen beiden Situationen zu tun, zumindest im übertragenen Sinn. Ich habe immer die Idylle bevorzugt, deshalb ist mir erst sehr spät so richtig bewusst geworden, dass man die aus dem Garten auch ausblenden kann. Wenn man den Garten vom Haus aus denkt, kommt man der Situation auf der Bergspitze recht nahe. Stichwort Minimalismus: klare Formen (vorwiegend quaderförmig) in Anlehnung an die Bauhausarchitektur, viel Glas. Ans Haus anschließend eine große Terrasse, vorwiegend über das Gelände herausragend. Kein fließender, bzw. barrierefreier Übergang, sondern ein harter Schnitt. Darunter Rasen mit Blick in die Landschaft. Gerade an der Terrasse ist die Absicht des Bauherren gut zu durchschauen: Hier wird nicht die Nähe zur Natur gesucht, sondern der erhabene Standpunkt gegenüber der Natur, bzw. der Landschaft, was in den Augen der Beteiligten wahrscheinlich das Gleiche ist. Das Motiv der Renaissance und im daran anschließenden Zeitalter des Rationalismus - der Mensch als Herrscher über die Natur - lebt hier wieder auf.

Auf den ersten Blick ist diese Entwicklung unverständlich. Unsere Zeit ist geprägt von der zunehmenden Einsicht, dass wir nicht mehr so weiter wirtschaften können wie bisher. Einerseits wird die Energie knapp und damit teuer; wie die Energiewende ausgeht, ist noch nicht abschließend geklärt. Andererseits beanspruchen immer mehr Menschen gleiche Lebensstandards wie die Industrienationen, was den Mangel noch verschärft. Die Naturzerstörung nimmt weiter zu, der Trend zu regenerativen Energien fördert diese Entwicklung mehr als man ursprünglich geglaubt hatte. Vor zwanzig Jahren glaubte man noch, mit Biogasanlagen, Bio-Kraftstoffen oder Ethanol zur Stromerzeugung Klimaschutz zu fördern. Doch diese Prozesse nutzen Nahrungsmittel zur Energiegewinnung, die andernorts fehlen bzw. die Preise extrem in die Höhe treiben. (Genaugenommen benötigt die Produktion die gleichen Flächen wie die der Nahrungsmittelproduktion, aber das kommt letzten Endes auf das gleiche heraus.) Mittlerweile weiß jedes Kind – Stichwort 'Fridays for Future' – , dass wir einer Illusion nachjagen. Wir werden trotz vollmundigem Gerede die Erderwärmung nicht in den Griff bekommen, ohne unsere prinzipielle Einstellung zu ändern. Man sollte also meinen, die Zeit dränge zu einer Bewegungsumkehr in Richtung "Small is beautiful", was zumindest die schädliche Entwicklung verlangsamen würde, wenn auch nicht umkehren. Doch wie es scheint, ist eher das Gegenteil der Fall. Hier auf dem Land scheinen die neu gebauten Einfamilienhäuser immer größer zu werden - auch Otto Normalverbraucher findet es offenbar schick, sich ein (gefühltes) Schloss zu bauen. Auch die Zahl der großen Autos, sowohl vom Raumangebot (SUV oder Van) als auch bzgl. der Leistung, nimmt immer weiter zu statt ab. Das sind nur zwei Tendenzen, die man leicht erweitern könnte. Es hat den

Anschein, als ob die Menschheit den Größenwahn noch einmal so richtig auskosten wolle, bevor das definitiv nicht mehr möglich ist. Die Parallele zum Garten ist offensichtlich: Nicht die Harmonie im Miteinander mit der Natur wird gesucht, sondern der erhabene Platz über dem Rest der Welt, das Auskosten des Individualismus, der Macht des Einzelnen.

Wenn ich auch hier zwei unterschiedliche Betrachtungsweisen gegenüberstelle, so will ich das doch keineswegs als Wertung verstanden wissen. Es ist lediglich als Charakterisierung gedacht. Die Welt ist voll von Polaritäten, zwischen denen hindurch man seinen Weg finden muss. Das Leben bewegt sich zwischen Polaritäten hin und her, es ist eingebunden in ein Spannungsfeld von unterschiedlichen Extremen. Problematisch wird es dann, wenn man glaubt, man müsse sich für den einen oder anderen Standpunkt entscheiden. Dann läuft man Gefahr, blind zu werden für die Vorzüge, bzw. die positiven Aspekte des jeweils anderen. In meinen Gartenmeditationen habe ich mehrfach darauf hingewiesen.

So hat die Wanderung auf den Berggipfel durchaus ihre Berechtigung. In der erhabenen Position bekommt man den Kopf frei von manchem, was man alltäglich mit sich an (vermeintlichen) Problemen herumschleppt. Andererseits wird der Aufenthalt im Tal mit der Zeit vielleicht beengend, wenn man nur senkrecht über sich ein Stück blauen Himmel sieht, aber kein Stück Horizont. Mir wird das immer wieder bewusst, wenn ich einen Garten, der im Laufe der Jahre dicht zugewachsen ist, auslichte oder sogar rode. Man fühlt sich befreit, wenn man den Blick wieder in die Ferne schweifen lassen kann.

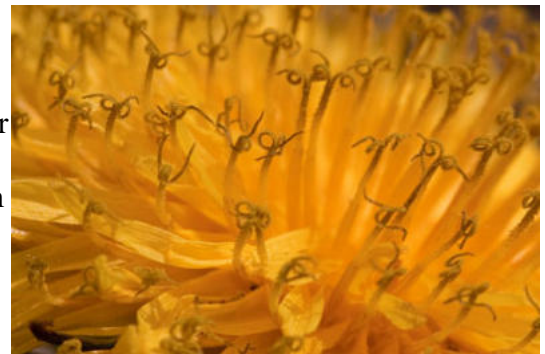
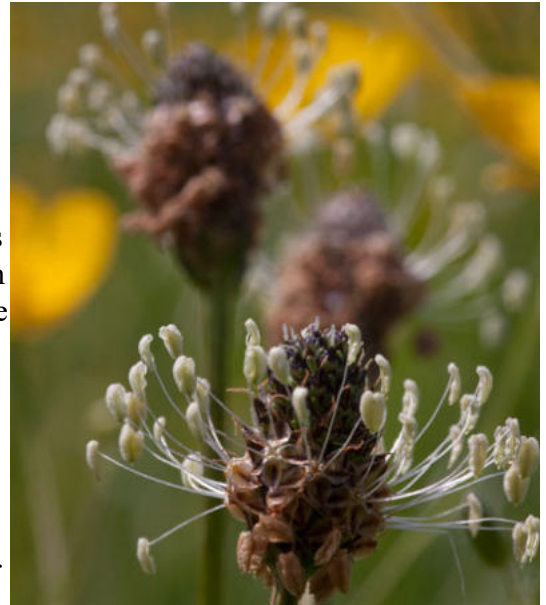
Wenn man einmal von der „Gefühlsduselei“ absehen will, dann wird man ganz praktische Gründe finden, warum man einen leeren, minimalistischen Garten vorzieht. Er ist pflegeleichter – das ist nicht zu leugnen. Ab und zu einmal kehren, mit der Giftspritze hantieren und ansonsten nur den Mähroboter einschalten reicht in der Regel aus, um das ganze dauerhaft in einem Top-Zustand zu erhalten.

Bei dem üppig bepflanzten Garten ist das in der Tat anders. Da muß man regelmäßig etwas tun. Unkraut jäten, Blätter zusammen kehren, Gehölze schneiden, kümmernde Pflanzen wieder hochpöppeln oder austauschen, und im Winter die gesamte Staudenfläche zurückschneiden und das Schnittgut in der Regel entsorgen. Nicht daß man ständig hinterher sein müßte und zu etwas anderem kaum noch kommen würde – mit ein paar Stunden im Monat kommt man normalerweise gut zurecht. Man kann nicht einmal sagen, dass man mehr an Arbeit aufwenden muss als in dem leeren Garten. Auch Rasen mähen einschl. der notwendigen Nebenarbeiten wie Schnittgut entsorgen erfordert ja einen nicht unerheblichen Zeitaufwand. Und wenn der Roboter die Arbeit erledigt, entstehen andere Probleme. Wildtiere, die es ja immer noch gibt, werden vom Mähroboter gnadenlos überfahren. Igel, Kröten, Eidechsen und Schleichen werden immer wieder verletzt oder gar getötet.

Der entscheidende Unterschied in der Pflege von anspruchsvollen Staudenflächen und 'pflegeleichtem' Rasen besteht in der Art der Arbeit. Die Pflegearbeiten in dem minimalistisch angelegten Garten können rein mechanisch durchgeführt werden, ohne etwas von den Dingen zu verstehen, mit denen man es zu tun hat. Man kann den Garten wie einen leblosen Raum betrachten, den man regelmäßig putzen muss. (Ich vermute, dass die meisten Befürworter dieser Garten(Un-)art sich über eine andere Auffassung wundern würden.) Um den "lebendigen" Garten dagegen muss man sich sorgen. Man muss die Zusammenhänge zumindest im Ansatz verstehen, man muss wissen, wie die Pflanzen wachsen, welche Licht-, Wasser- oder Bodenverhältnisse sie benötigen, wie sie mit Konkurrenz umgehen und manches andere. Auch über das Unkraut sollte man Bescheid wissen. Da gibt es Kräuter, die man ruhig länger stehen lassen darf, ohne dass sie zu einem Problem werden. Andere wiederum (das Paradebeispiel ist die Quecke), muss man so früh wie möglich aufspüren und ausmerzen. Auch das ist nicht wirklich schwierig, wenn man sich damit beschäftigt. Doch ohne eine Beschäftigung mit den Lebensverhältnissen der Pflanzen, ohne eine innere Beziehung zu der

grünen Umgebung, wird man über kurz oder lang Schiffbruch erleiden. Leider ist das eher die Regel als die Ausnahme: Durch falsche oder vernachlässigte Pflege verkommen die schönsten Gärten schon nach relativ kurzer Zeit.

Wer es sich leisten kann und will, kann die Pflege natürlich den Fachleuten überlassen. Im Prinzip ist das aber gar nicht so sehr verschieden von der Selbermacher-Variante. Man kann sich durchaus realistisch einschätzen und sich sagen: "Ich habe weder das Wissen noch die Zeit oder die Lust oder die Geduld oder was auch immer, um eine der Situation angemessene Pflege zu gewährleisten. Deshalb überlasse ich diese Arbeiten einem anderen, der sie besser versteht als ich." Auch bei diesem Standpunkt muss eine eingehende Beschäftigung mit der Thematik vorausgehen. Man muss sich über den Wert der Pflege im Klaren sein. Man muss wissen, warum ein anspruchsvoll angelegter Garten nicht von einem ungelernten Schwarzarbeiter oder dem Hausmeister, der sowieso immer wieder vor Ort ist, gepflegt werden kann. Auch wenn man letztendlich nicht selbst Hand anlegt, muss man wissen, auf was man sich einlässt. Und dazu muss man sich gründlich damit auseinandersetzen. Diese recht profane Betrachtung über die Pflege hat einen tieferen Hintergrund: Die beiden Ausgangspositionen dieser Betrachtung - die erhabene Position auf dem Berg und die Idylle im Tal - stehen in enger Beziehung damit. Wenn die Welt unter mir klein erscheint, wird sie mehr oder weniger unwichtig. Wahrnehmbar ist nur das große Ganze. Details sind kaum zu erkennen, es gibt nichts, was mich innerlich berührt. Der Abstand zwischen mir und der Welt ist einfach zu groß. Je näher ich den Dingen komme, desto intensiver nehme ich sie wahr. Verständnis, Interesse, Aufmerksamkeit, Mitgefühl, Sorge braucht enge Distanz. In der Nähe wird die eigene Größe gemindert, die des Gegenübers wird dafür umso größer. Man kann das recht plastisch an Nahaufnahmen von normalerweise unscheinbaren Pflanzen erkennen. Was sonst keine Aufmerksamkeit erregt, wird in der Detailansicht plötzlich zu einem Kunstwerk. Die Allerwärtsblüte des Löwenzahns oder des Wegerichs bekommt einen Hauch des Außergewöhnlichen.



Die beiden Ausgangspositionen lassen sich auf einer prinzipiellen Ebene mit dem generellen Unterschied zwischen Denken und Fühlen vergleichen, bzw. zwischen Verstand/Vernunft und Emotion. Das Denken ist distanziert - es braucht Abstand, um vergleichen zu können, es muss ein möglichst großes Umfeld überblicken, um objektiv urteilen zu können. Objektivität ist die Domäne des Denkens. Das Gefühl ist mehr subjektiv geprägt. Das bedeutet aber nicht zwangsläufig, dass es weniger wert ist. Im Gegenteil: wenn es die Passivität überwindet und zu einer aktiven Tätigkeit wird, hat es das Potential, über das rein persönliche Empfinden hinauszugehen. Dann bedeutet Fühlen gleichzeitig auch Mitfühlen. Das Gefühl kann sich in andere Wesen "einfühlen", die Trennung zwischen Subjekt und Objekt verschwimmt. Das sind reale Eindrücke, keine Illusionen oder Hirngespinnste. Aber eben dadurch, dass die Trennung zwischen Fühlendem und Gefühltem mehr oder weniger aufgehoben wird, sind die Eindrücke i.d.R. nicht klar und deutlich. Persönliche Anschauungen, Vorlieben und Abneigungen, mischen sich sehr leicht unter diese Eindrücke, ohne dass man sich dessen bewusst wird. Es entsteht ein Gemisch aus Objektivität und Subjektivität, was

es schwierig bis unmöglich macht, den Wahrheitsgehalt herauszufiltern. Gerade deshalb legt unsere Zeit vordergründig so viel Gewicht auf Vernunft und Objektivität. Das wäre nichts prinzipiell Schlechtes, wenn kein Absolutheitsanspruch entstehen würde, der die Gefühlsebene diskreditiert. Jede Einseitigkeit ist mit einem Mangel verbunden. Erst aus der Verbindung gegensätzlicher Positionen kann ein Ansatz zur Vollständigkeit erwachsen.

Der Verstand ist eigentlich nur in der Lage, die Gesetze der unbelebten Natur zu erfassen. Da allerdings ist er unübertroffen. Was die Naturwissenschaften in den letzten paar Jahrhunderten an Erkenntnissen über die Naturgesetze gewonnen, und darauf aufbauend an technischen Anwendungen entwickelt haben, verdient höchste Anerkennung. Wenn es aber um die belebte Natur geht, stößt das Denken an seine Grenzen. Da gelangt es nur bis zu den (bio-)chemischen Prozessen, oder zu den äußeren Zusammenhängen, die die Ökologie untersucht. Das Leben an sich ist dem Denken nicht zugänglich. Ich will nun nicht behaupten, dass das dem Gefühl gelingt - das wäre zu weit gegriffen. Aber auf der Gefühlsebene existieren Verbindungen zu anderen Wesen, die weit über das hinausgehen, was der Verstand leisten kann. Wer kennt nicht das intuitive Erfassen der Stimmung eines geliebten Menschen, das keine Worte braucht. Oder die Beziehung zu einem Haustier, die manche Ähnlichkeit aufweist. Wer die Existenz einer irgendwie gearteten Seele in Erwägung zieht, der wird nicht alles, was "Gefühlssache" ist, als subjektiv und damit irrelevant einstufen. Auch wenn alles, was das Gefühl betrifft, nicht so richtig konkretisier- und fassbar ist, so hat es doch Substanz, die man nicht einfach wegleugnen kann, weil man das alles nicht versteht. Ich habe den Eindruck, in den letzten Jahren finden sich vermehrt Hinweise, die unsere Wahrnehmung in dieser Richtung erweitern wollen. Da findet man auf einmal in einer ganz profanen Fachzeitschrift (Dega GaLaBau 2/2012) in einer Serie über gute Gestaltung von Dr. Jürgen Milchert (Prof. für Freiraumplanung und Gartenkunst Hochschule Osnabrück) als ein Kriterium unter vielen anderen den Satz: "Hausgärten sind schön, wenn sie als Teil einer spirituellen oder religiösen Bewegung gelten können, wenn sie beispielsweise als Blickfenster ins All dienen". Dieses Zitat ist angelehnt an die Kernaussage in Harrisons Buch "Gärten - ein Versuch über das Wesen des Menschen", das ich an anderer Stelle ausführlicher erwähne.

Zwei Dinge gilt es allerdings zu beachten, wenn man sich nicht in seinen Gefühlen verlieren will. Zum einen sollte die Vernunft nicht vernachlässigt werden, weil Gefühle auch täuschen können. Wenn mir ein Gefühl etwas vermitteln will, was die Vernunft als falsch entlarvt, dann ist größte Vorsicht geboten. Nur wenn das Gefühl sich nicht in dunklen Kanälen den Weg in den Willen bahnen kann, wenn es vom Bewusstsein erfasst wird, bevor es zu Aktivität verleitet, wird es seine positiven Wirkungen entfalten. Es geht nicht darum, das Gefühl zu vernachlässigen, weil es dem Denken gegenüber minderwertig ist, sondern darum, es mit Bewusstsein, mit Denken zu durchdringen, um fruchtbare von unfruchtbaren Empfindungen unterscheiden zu können.

Das zweite Problem kann man verstehen, wenn man sich das Beispiel vom Anfang dieser Betrachtungen, die Situation in einem idyllischen Tal, so recht plastisch vergegenwärtigt. "Man fühlt sich klein inmitten von all dem anderen Leben", so wurde die Situation dort bereits charakterisiert. Jedes lebende Wesen beansprucht seinen Platz und es besteht die Gefahr, dass man sich überwältigt fühlt von all den Ansprüchen der anderen. Es muss ein Gleichgewicht vorhanden sein zwischen dem Wissen um den Wert des anderen und dem eigenen Wert. Ohne ein vernünftiges Selbstwertgefühl wird man sich erdrückt fühlen. Man muss innerlich stark sein, um die Ansprüche des anderen achten zu können ohne sich selbst zu verlieren. Man muss zwar in der Lage sein, sich selbst zu vergessen, sein "niederes Ich", wie es in der Esoterik heißt, loszulassen, weil man nur dann sein Gegenüber vorurteilslos erfassen und verstehen kann. Aber man muss sich auch wieder davon trennen können, man braucht die Kraft des Selbstwertes, um sich wieder zu finden.

Von einem etwas anderen Standpunkt aus habe ich das unter der Überschrift 'Todeserfahrung' auf meiner Homepage beschrieben. Was sagt uns das alles? Gefühle sind zwar nicht das Maß aller Dinge, aber ohne die Sensibilität wird das Leben einseitig. Das Gefühl kann sich, wenn es zum

Mitgefühl wird, in andere Wesen einfühlen, es kann das eigene Wesen mit dem der anderen verbinden und gelangt damit unmittelbar zur Wahrnehmung des anderen.

A Architektur und Natur

In der traurigen Realität sind die Gärtner bzw. Gartenarchitekten meistens erst dann gefragt, wenn das Haus fertig ist. Meistens ist dann mehr Geld geflossen als man das ursprünglich vor hatte und entsprechend knapp wird dann auch das Budget für den Garten, sofern der überhaupt in der Finanzplanung berücksichtigt war.

Wenn man immer wieder mit dieser Realität konfrontiert wird, macht man sich gezwungenermaßen seine Gedanken zu der Rangfolge der Wertvorstellungen. Deshalb sei es erlaubt, auch dieses Thema etwas weitschweifiger anzugehen.

"Architektur ist Stein gewordene Musik" sagt die Kultur- und Kunstkritikerin *I. Zimmermann*. Ich würde das etwas anders formulieren, damit man den Unterschied zum Garten gleich plastisch vor Augen hat (mit Garten ist hier selbstverständlich alles gemeint, was sich außerhalb des Gebäudes abspielt). Ich würde sagen: "Architektur ist verstorbene Musik!" Was im Kopf, in der Vorstellung des Architekten noch lebendig war, weil seine Idee wachsen musste, bis sie zur Baureife wurde, wird letzten Endes tote Form. Eine bewohnbare Mumie. Daran ändert auch kein spektakuläres Design etwas.

Ganz anders ist das beim Garten, sofern er in der entsprechenden Absicht entworfen wurde. Das Grundgerüst ist zunächst auch reine Architektur. Die Wege, Mauern, Einfassungen usw., also die Elemente, die den Raum zwei- und dreidimensional strukturieren, sind im wesentlichen eine Erweiterung des Gebäudes nach außen. Mit dem kleinen Unterschied, dass die "Zimmer" draußen i.d.R. größer sind als die im Gebäude und zudem keine Decke haben. Die moderne Gartenarchitektur gibt sich damit oft schon zufrieden. Vielleicht noch ein Solitärstrauch und ein Wasserbecken dazu, mehr nicht. Minimalismus nennt man das und tut so, als sei das etwas besonderes.

Doch an dieser Stelle fängt der Garten erst an. Was hier über die reine Architektur hinausgeht, das ist der lebendige Inhalt, die Pflanzen. Nicht weil die grün sind und weiche Formen haben, obwohl das auch schon einen großen Unterschied macht. Man kann es gar nicht oft genug wiederholen: Das wirklich lebendige an den Pflanzen ist die Dynamik, das Wachstum, das Werden und Vergehen. Und das ist nicht bloß schmückendes Beiwerk, sondern ein neues und entscheidendes Element, das dem architektonischen mindestens ebenbürtig ist. In der Pflanzenausstattung drückt sich der Wunsch des Menschen nach Nähe zur Natur aus. Was nicht in erster Linie eine rationale Entscheidung ist. Beim Garten spielt das Gefühl eine wesentlich größere Rolle als in der Architektur. Deshalb muss man, wenn man den Garten "erklären" will, eher emotional argumentieren. Das ist schwieriger, weil Gefühle in hohem Maße persönlich geprägt sind. Die Kommunikation auf der Gefühlsebene funktioniert anders als auf der Ebene des Verstandes. Sie ist unmittelbarer, aber auch schwerer durchschaubar. Das Urteil des Gefühles steht fest, bevor es das Bewusstsein erreicht. Gerade weil das Gefühl in den Tiefen des Bewusstseins versteckt ist, ist es so schwierig, sich Klarheit darüber zu verschaffen. Einfacher ist es, wenn man sich anhand von Beispielen die Wirkungen vergegenwärtigt.



Da sind einerseits die Wirkungen auf Gesundheit und Wohlbefinden, die mittlerweile eingehend untersucht sind. In Krankenhäusern ist die Genesungsdauer bereits signifikant kürzer, wenn die Patienten durch das Fenster auf eine grüne Umgebung schauen können. In begrünten Büros ist die Ausfallquote durch Krankheit geringer, und auf den intensiv bepflanzten NaturErlebnis-Schulhöfen sinkt die Aggressivität der Schüler deutlich ab. Aber ganz besonders fasziniert hat mich das Buch von Robert Harrison: "Gärten - ein Versuch über das Wesen des Menschen". Er beschreibt dort unter anderem, dass sogar in den Slums der amerikanischen Großstädte ein Bedürfnis nach Grün besteht, und wenn es noch so primitiv ist. Vielleicht erkennt man daran am deutlichsten, dass eine grüne Umgebung nicht einfach ein überflüssiger Luxus ist, den sich nicht jeder leisten kann und will, sondern ein essentieller Teil des täglichen Lebens, weil sie gerade dort, wo die Menschen Tag für Tag ums Überleben kämpfen, ein Teil dieses Kampfes ist.

Offenbar sucht und braucht das Gefühl den Anschluss an die Natur, die Verbindung mit all dem anderen Leben da draußen. Während es im Haus, in der Architektur den Schutz vor den Unbilden eben dieser Natur anstrebt, fühlt es doch den Verlust, der durch die Trennung entstanden ist. Nun ist es aber nicht so, dass man diese Verbindung so ohne weiteres wieder gewinnen kann. Mir wurde das einmal mehr sehr deutlich bewusst, als ich aus dem ersten Stock meines Hauses bei blauem Himmel und herrlichem Sonnenschein auf den hier vorbei fließenden Sulzbach blickte. Da war dieses Gefühl der natürlichen Harmonie, der heilen Welt, wo alles im Einklang ist. Aber gleichzeitig wusste ich doch, dass ich mich nicht wohlfühlen würde, wenn ich mich ungeschützt dort aufhalten müsste. Was ich aus einem gewissen Abstand nicht wahrnehme, würde dann eine große Bedeutung erlangen. Die Brennessel zum Beispiel, die mich nicht leiden kann, oder die Ameisen, die mich als Eindringling betrachten; ganz zu schweigen von der Kälte, die mir - es war ein frostiger Tag im Winter - einen Aufenthalt im Freien schnell verleiden würde. Die Natur hat mehrere Seiten, die man auseinanderhalten muss, um sie zu verstehen. In der wilden Natur muss ich um mein Leben

kämpfen, deshalb suche ich Schutz und finde den in der Geborgenheit einer Hütte. Zum Leben brauche ich aber den anderen Teil der Natur, den milden, lieblichen, lebensspendenden. Der Garten ist der Ort, wo ich beides vereint finde: den Schutz vor den Naturgewalten und die Öffnung hin zu der Natur gleichermaßen. In den festen, geordneten Strukturen des Gartens finde ich die Geborgenheit des geschlossenen Raumes, während mich in der grünen Umgebung die aufbauenden Kräfte umfassen. Die wilden, mir feindlich gesinnten Kräfte werden im Garten durch die Pflege auf ein erträgliches bis unmerkliches Maß reduziert. Es ist der stetige Fluss des Lebens, der mit meinem Innersten in Resonanz ist. Das Gefühl sucht die Verbindung zu den Wurzeln des eigenen Seins und bekommt eine Ahnung davon, wenn es dem lebendigen Geschehen nicht nur gegenübersteht, sondern sich gewissermaßen hinein fühlt.

Insofern ist ein Garten nicht bloß grüne Staffage, sondern eine echte **Synthese aus Architektur und Natur**.

Das erfordert allerdings bereits bei der Planung ein bewusstes Hinarbeiten in die gewiesene Richtung. Wenn das Gefühl nicht zu kurz kommen soll, ist eine gewisse Intimität in Bezug auf die Pflanzen eine wichtige Voraussetzung. Wenn ich auf einer großen, sterilen Terrasse sitze und nur mit gebührendem Abstand die grüne Kulisse betrachten kann, bekommt die Bepflanzung eine ganz andere Bedeutung als wenn ich die Nähe unmittelbar wirken lasse. Je größer der räumliche Abstand, desto größer ist auch der emotionale Abstand. Wenn ich mitten drin bin im Geschehen, wenn ich also selbst teil habe daran, baue ich eine ganz andere Beziehung dazu auf. Man kann den Gedanken mit der Musik noch etwas weiter spinnen. Wenn ich genügend Platz zur Verfügung habe, dann kann ich eine Bepflanzung z.B. in der Höhe oder in der Farbgebung rhythmisch strukturieren. Dann ist das keine tote Musik mehr wie in der Architektur, sondern eine lebendige Symphonie.

Als Beispiel sei der neugestaltete Eingangsbereich des Hotel-Restaurants Inntalhof in Kirchdorf am Inn vorgestellt. Nicht weil es als Beispiel besonders treffend ist – leider fehlt mir ein richtig aussagekräftiges Foto. Immerhin aber deshalb, weil in der Planungsphase die unterschiedliche Sichtweise des Architekten und des Landschaftsarchitekten bisweilen zu erheblichen Meinungsverschiedenheiten führte, was die unterschiedlichen Denkansätze sehr schön beleuchtet. Für den Architekten war die Außenanlage, speziell die Frühstücksterrasse, lediglich ein Gastraum an der frischen Luft. Das wichtigste Element war für ihn die verglaste Überdachung, d.h. der Schutz vor (den Unbilden) der Natur. Die Grünfläche im Anschluss daran hätte aus seiner Sicht besser durch eine Mauer ersetzt werden können, weil die noch einen weiteren räumlichen Abschluss dargestellt hätte. Letztendlich haben die Bauherren die Sichtweise des Landschaftsarchitekten geteilt, was sehr viel Mut und Vertrauen erfordert, weil seine Betrachtungsweise lang nicht so etabliert ist wie die des Architekten. Dass es die richtige Entscheidung war, zeigt das Verhalten der



Gäste: Bei schönem Wetter (bei schlechtem Wetter setzt sich sowieso keiner nach draußen) sind die Tische in unmittelbarer Nähe an den Staudenflächen besser besetzt als die unter der Überdachung: die Menschen suchen tatsächlich eher die Nähe der Pflanzen als den absoluten Schutz des Gebäudes. Quod erat demonstrandum. (Auf den Fotos ist das leider nicht mehr zu erkennen, weil die erst Mitte Oktober aufgenommen worden sind.)



B Pflege

Die Pflege war schon immer ein Problem. Es wird nicht viel darüber geredet. Und wenn, dann bleibt man eher allgemein. Ich habe manchmal den Eindruck, man redet nicht gerne über die Schwierigkeiten, die mit der Pflege zusammenhängen. Lieber tut man so, als gäbe es bewährte Methoden, um die Pflege zu einer nicht mehr erwähnenswerten Angelegenheit zu machen. Da wird den Menschen vorgegaukelt, mit der geeigneten Mulchabdeckung sind alle Probleme schon so gut wie gelöst.

Doch der Schein trügt.

In Wirklichkeit fängt die Pflege bei der Bodenvorbereitung an. Wer hier gravierende Fehler macht, hat schon verloren. Wer mehrere Tausend Euro für die Pflanzen ausgibt und bei der Bodenvorbereitung spart, wirft sein Geld zum Fenster heraus.

Ein Problem, das immer wieder auftritt, sind Wurzelunkräuter im vorhandenen Oberboden. Besonders in Neubaugebieten ist das ein Thema. Bei Baubeginn wird der Oberboden abgeschoben und irgendwo auf Miete gelagert. Zu diesem Zeitpunkt sind die Bauarbeiten am Haus wichtig – über den Oberboden macht sich niemand Gedanken. Wenn das Haus fertig ist und man Zeit hat, sich mit dem Garten zu beschäftigen, ist die Miete hoffnungslos verunkrautet. Für einen Standartgarten mit Rasen und Hecke ist das auch kein großes Problem. Gehölze, die mehr als 2 m Höhe erreichen, brauchen nur in den ersten Jahren ein bißchen Pflege. Wenn die richtig eingewurzelt und gekräftigt sind, können die sich ganz gut selbst zur Wehr setzen. Auch für den Rasen sind die Wurzelunkräuter der Miete kaum ein Problem. Mit dem regelmäßigen und tiefen Schnitt kommen nur wenige Gräser gut zurecht. Deshalb verschwinden die Unkäter, die nach der Bodenvorbereitung auflaufen oder aus Wurzeln bzw. Rhizomen austreiben, nach relativ kurzer Zeit von selbst. Die richtigen Rasenunkräuter kommen erst später, wenn man nicht genug wässert oder düngt.

Ganz anders verhält sich das aber bei Stauden und Gräsern in Verbindung mit Wurzelunkräutern, die im Boden vorhanden sind. Am schlimmsten ist gerade bei guten Böden die Quecke, ein Gras mit langen Ausläufern, das – einmal vorhanden – kaum zu bändigen ist. Schon gar nicht, wenn es geraume Zeit ungestört ist und Gelegenheit hat, sich in alle Richtungen auszubreiten.

Mit Jäten ist in einem solchen Fall nichts mehr zu machen. Da hilft nur ein kompletter Bodenaustausch vor der Pflanzung.

Bei der Neuanlage kann man auch einen anderen Weg wählen, der in den letzten Jahren immer beliebter wird. Und zwar ein kompletter Verzicht auf Oberboden. Das ist v.a. dort sinnvoll, wo sowieso kein Oberboden mehr vorhanden ist. (Oberboden ist die korrekte Bezeichnung für Mutterboden oder Humus, wie man in Süddeutschland sagt).

Aufmerksame Gärtner haben schon immer gewusst, dass die schlimmsten Wurzelunkräuter auf den besten Böden wachsen. Also sowas wie Quecke und Giersch. Frische, nährstoffreiche Böden bringen die idealen Voraussetzungen mit sich, dass die meisten Pflanzen, wozu nun mal auch die Unkräuter gehören, optimal gedeihen. Da liegt es also nahe, einen Boden zu verwenden, den die Unkräuter nicht mögen. Also eher nährstoffarm und trocken. Dort gedeihen zwar auch die meisten Prachtstauden nicht, aber es gibt immer noch eine sehr große Auswahl an Pflanzen, die mit solchen Standorten gut zurechtkommen. Das sind z.B. Pflanzen aus den asiatischen Steppengebieten oder aus der nordamerikanischen Prärie. Als Boden – man spricht dann nicht mehr von Boden, sondern von Substrat – eignet sich reiner Kies, mit etwas Kompost vermischt. Heute gibt es diese Substrate fast überall fertig gemischt, z.B. als Baumsubstrat A, das zwar, wie der Name sagt, für Bäume entwickelt wurde, das sich aber auch für solche Pflanzungen als gut geeignet herausgestellt hat.

Auf solchen Flächen wachsen Stauden und Gräser der trockenen Freifläche und des sonnigen,

trockenen Gehölzrandes. Viele Staudengärtnereien verwenden als Bezeichnung für die Lebensbereiche der Pflanzen das System nach Sieber, das recht einfach und selbsterklärend ist. An dieser Stelle interessant sind die Lebensbereiche Gehölzrand (GR) und Freifläche (FR). Zu jedem Lebensbereich gehört noch eine Feineinteilung für die Bodenfeuchtigkeit. 1 steht für trocken, 2 für frisch und 3 für feucht. Wenn man mit diesen Klassifizierungen umgehen will, sollte man sie genau verstehen. Wenn man über eine Wiese geht und die Schuhe werden nass, dann ist das kein feuchter Standort (3) – das ist dann schon nass (4) oder zumindest wechselfeucht, falls die Wiese immer wieder austrocknet. Feucht ist ein tiefgründiger Boden mit ausreichendem Wasserabzug, so dass sich nichts stauen kann. Für die Pflanzen ist das ganze Jahr über eine gute Wasserversorgung gesichert. Von trocken spricht man, wenn einerseits der Boden gut durchlässig ist, so dass Niederschlagswasser schnell versickert. An den Naturstandorten kommt andererseits in der Regel auch eine geringe Niederschlagsmenge hinzu, aber das kann man im Garten nicht verändern. Frische Böden liegen irgendwo dazwischen. Außerdem wichtig zu wissen für Gehölzrand und Freiflächen in dem hier interessierenden Zusammenhang: Die Flächen sind voll besonnt. Das ist wichtig, denn merkwürdigerweise gibt es für trockene Standorte im Schatten nur eine geringe Auswahl an Pflanzen. Wahrscheinlich liegt das daran, dass Schatten immer auch Schatten durch Bäume oder hohe Sträucher bedeutet. Dort wird der Wassermangel nicht in erster Linie durch die Niederschläge verursacht, sondern durch die Saugwirkung der Gehölzwurzeln und die Abschirmung der Niederschläge durch das Blätterdach.

Mit der richtigen Bodenvorbereitung und der richtigen Pflanzenauswahl kann man schon viel erreichen, um den Pflegeaufwand in Grenzen zu halten. Trotzdem sollte man sich nicht blenden lassen. Die Natur ist dynamisch, und das gilt auch für unsere Staudenbeete. Mit der Zeit reichert sich Humus im Boden an (das ist jetzt tatsächlich Humus, also abgestorbene Pflanzenteile, die den Boden durchsetzen und den Wasser- und Nährstoffhaushalt verändern). Zudem sind Stauden nicht so langlebig wie Gehölze. Es werden immer wieder einzelne Exemplare absterben, die Lücken hinterlassen. Wenn der Gärtner die Lücken nicht füllt, macht das die Natur. Meistens mit Unkraut.

Kein Standort ist wie der andere, so dass es keine allgemeingültigen Regeln für die Pflege gibt. Unkraut jäten wird man überall müssen, ansonsten muss man auf das reagieren, was der Standort mit sich bringt. Was einem passieren kann, sollen die zwei folgenden Beispiele zeigen, weil ich dort über Jahre hinweg die Pflege selbst durchgeführt habe und daher alles auch gut mit Fotos belegt ist. Die Beispiele waren für eine Veröffentlichung in Gartenzeitschriften gedacht, deshalb kommen sie etwas ausschweifig daher. Beim dritten Beispiel habe ich nur die Bepflanzung selbst erledigt, immerhin die ersten Jahre war ich immer wieder vor Ort, um die Entwicklung weiter zu beobachten.

Beispiel 1: ein Möbelhaus in Pfarrkirchen



Ich bin immer wieder hingerissen von den tollen Pflanzungen, von professionellen Fotografen kunstvoll komponiert, die in Magazinen für anspruchsvolle Planer, Gärtner und Gartenbesitzer angepriesen werden. Nicht mehr geplant und gebaut von Gartenarchitekten oder Gärtnern, sondern



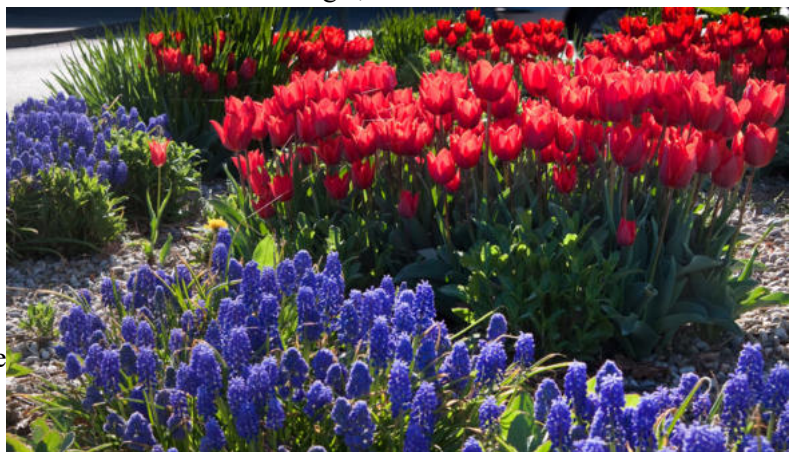
von 'Gartendesignern'. Schon die neudeutsche Berufsbezeichnung lässt vermuten, dass hier Könner am Werk sind, die alle Probleme im Griff haben, bzw. in weiser Vorausschau schon vor deren Auftauchen die Lösung parat haben.

Ich gehöre nicht zu dieser Klasse, sondern muss mich immer mit irgendwelchen unvorhergesehenen, zugegeben: z.T. selbstverschuldeten Problemen, herumschlagen. Sei es, dass ich den Standort falsch eingeschätzt habe, so dass manche Pflanzen einfach nicht richtig gedeihen wollen und sich entsprechend schnell wieder verabschieden. Oder sei es, dass ich blauäugig Pflanzen verwendet habe, weil sie von o.g. Gartendesignern hochgelobt worden sind, mit denen ich aber noch keine Erfahrung gemacht habe und die sich deshalb ganz anders verhalten als vorgesehen. Bei jedem Projekt geht irgendetwas schief – die perfekte Arbeit ist eine Illusion.



Für alle, die wie ich der Perfektion immer hinterherlaufen, sie aber nie erreichen, ist dieser Beitrag gedacht. Er betrifft eine Staudenpflanzung an einem Möbelhaus, die als werbewirksame Selbstdarstellung gedacht war.

Es begann mit der Krise 2008, die mich zu dem Entschluss drängte, meine Werbeaktivitäten zu verstärken. Ich bot einem Möbelhaus an, einige Rasenflächen, bzw. mit Cotoneaster bepflanzten Flächen, in anspruchsvolle Staudenbeete zu verwandeln. Die Pflanzung war nicht dramatisch: die vorhandene Vegetationsschicht mit dem Bagger abziehen, gleichzeitig den anstehenden Boden lockern und bei der Gelegenheit auch einen Eindruck über die Bodenverhältnisse erhalten. Die Pflege, so dachte ich, mache ich mit links:



Wurzelunkräuter waren keine vorhanden und die Mulchschicht aus Riesel würde unerwünschten Anflug weitgehend verhindern. Im ersten Jahr war alles wunderbar: Die Stauden wuchsen und gediehen, vor allem die als Lückenfüller bis zum Bestandsschluss gedachten Verbenen bildeten eine blaue Wolke, die mir gleich zwei Aufträge einbrachten.

Im zweiten Jahr fingen dann langsam, aber sicher, die ersten Probleme an. Obwohl bis dahin weder im Rasen, noch in den Bodendeckerflächen vorhanden, sprießte plötzlich wie von Zauberhand überall Ackerschachtelhalm. Ich vermute Streusalz als Hauptursache. Wie mir der Hausmeister

erzählte, geht der Winterdienst sehr großzügig mit dem Salzstreuer zu Werke und behandelt nicht nur die Asphalt- und Pflasterflächen, sondern auch die angrenzenden Pflanzungen. Von der Geschäftsleitung, die ich darauf ansprach, kam nur lapidares Achselzucken. Die Behandlung mit Herbiziden führt zwar zum Absterben der Triebe, der neue Trieb lässt aber nicht lange auf sich warten. Also nur eine Maßnahme, um etwas Zeit zu gewinnen, aber nichts von Dauer. Ich bin dann irgendwann auf die Idee verfallen, mit einem



schmalen Rasentrimmer zwischen den Stauden gewissermaßen auszumähen. Das funktionierte schon ganz gut, allerdings war der Rasentrimmer zu schwach für etwas kräftigere Schachtelhalme. Außerdem blockierten immer wieder kleine Steine des Mulchmaterials die Mechanik. Mit der Zeit nervt das gewaltig. Ich habe mir also wohl oder übel eine Motorsense mit gegenläufigen Messern geleistet, die genug Kraft hat und trotzdem keine Steine auf vorbeifahrende Autos wirft. Damit wird



der Schachtelhalm zwar nicht aus der Welt geschafft, ist aber pflegetechnisch recht gut in den Griff zu bekommen, solange man vorwiegend horstige und genügend hohe Stauden gepflanzt hat. Problematisch sind lediglich die Tuffs mit Blumenzwiebeln, v.a. die dicht wachsenden

Traubenhyazinthen, die lange grün sind. Dort ist nur Auszupfen von Hand möglich.

Ein weiteres Unkraut, das sich von der Mulchschicht nicht abschrecken lässt, sind Disteln. Ich habe mich mit der Zeit an sie gewöhnt. Wenn sie groß genug sind, lassen sie sich bei feuchtem Boden relativ leicht herausziehen. Schlimmer als die Unkräuter sind im Laufe der Jahre manche Arten geworden, die gepflanzt wurden. Allen voran *Phlomis tuberosa*, die sehr gut mit dem vorhandenen Standort zurechtkommt und sich großzügig aussät. Anfangs fand ich das ganz toll, weil das Brandkraut früh in die Höhe wächst und damit den Schachtelhalm gut verdeckt. Aber auch schöne Pflanzen können sich zu einem Ungemach entwickeln. Die Sämlinge von *Phlomis* keimen mittlerweile überall; solange sie klein sind, lassen sie sich nicht richtig greifen. Wenn sie aber größer sind, haben sie bereits eine Knolle entwickelt, die sich fest im Boden verankert hat. Bleibt nur ausgraben, weil ich mit den systemischen Herbiziden sparsam bin.



Nicht ganz so schlimm, aber ähnlich, verhalten sich die Verbenen und Gaura. Eigentlich sollten sie harmlos sein, weil sie bei uns die Winter nicht überstehen. Denkste. Die Gaura haben bis jetzt jeden Winter überstanden und breiten sich zudem durch Aussaat langsam, aber stetig aus. Irgendwann stehen sie dann viel zu dicht, so dass sie sich gegenseitig behindern und umfallen. Das sieht dann nicht mehr schön aus. Die Verbenen frieren zwar (bis auf den letzten Winter) zuverlässig zurück, die Samen keimen aber ebenso zuverlässig im nächsten Frühjahr. Das Wachstum ist allerdings nicht so gleichmäßig wie das der vorgezogenen



Pflanzen im ersten Jahr. Das Beet wirkt dann sehr unruhig und ist ebenfalls nicht mehr schön.

Bei der Bestandsrodung und anschließender Bodenlockerung vor der Pflanzung hatte ich einen guten Eindruck von dem vorhandenen Boden: lehmig und locker, bis zur Tiefe meiner Baggerschaufel eine gleichmäßig gute Qualität. Also eher ein frischer Standort, der die begründete Hoffnung erweckte, im Sommer nicht gießen zu müssen, auch wenn Stauden mit etwas höherem Wasserbedarf verwendet wurden. Die Rudbeckia 'Goldsturm' erwies sich allerdings als Reinfall. Sie sah gleich in der ersten sommerlichen Hitzeperiode ziemlich schlapp aus. Es stellte sich heraus, dass ab etwa 40 bis 50 cm Tiefe verdichteter Kies anstand. Offenbar wurde beim Bau der Zufahrt und der Parkplätze das ganze Gelände mit einer gut verdichteten Frostschutzschicht versehen. Darauf kam dann eine Tragschicht und Asphalt für die Autos und Oberboden für die Pflanzen. Da ich trotzdem keine Lust zum Gießen hatte, mussten andere Pflanzen her. Ich versuchte Rudbeckia var. deamii und Heliopsis, die angeblich auch Trockenheit vertragen sollen. Das wissen die aber nicht, und so blieb mir nichts anderes übrig, als doch ab und zu einen Regner aufzustellen. Komischerweise kommen Pfingstrosen und die Rauhbblattaster besser mit dem Standort zurecht.

Ebenfalls nicht durchgehalten haben Indianernesseln und Achnaterum brachytricha. Indianernesseln halten offenbar nur selten länger als 2 Jahre. Achnaterum treibt z.T. nur sehr spärlich aus den vorjährigen Horsten aus, so dass grade im Vordergrund unschöne struppige Gräserreste zu sehen sind. Sie scheinen besonders empfindlich auf Salz zu reagieren.

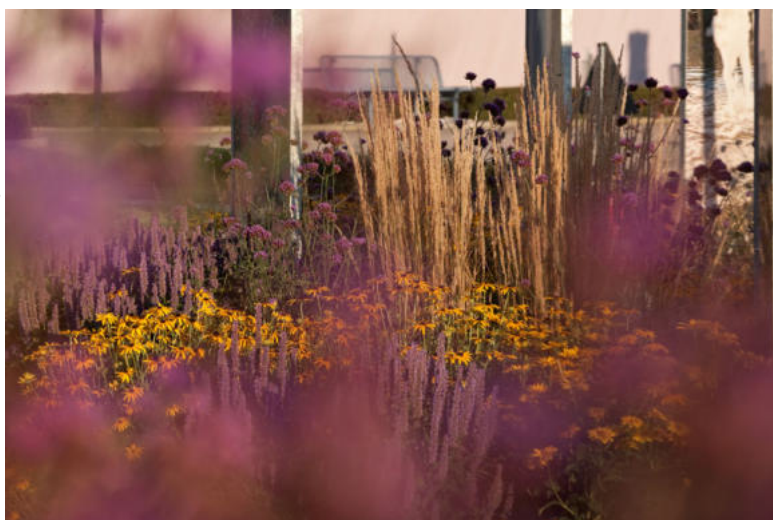
Die lebensfeindliche Umgebung der großen Asphaltflächen kann aber auch ein großer Vorteil sein. Schnecken haben große Probleme, dort einzuwandern, sehr zur Freude des Gärtners. Mäuse allerdings lassen sich nicht abschrecken. Es hat gerade einmal 3 Jahre gedauert, bis sie den Weg zu meinem Beet gefunden haben. Beim Rückschnitt im Spätwinter lagen die Asten nur noch lose auf dem Boden auf. Alles andere haben sie nicht angerührt (außer wahrscheinlich die Tulpenzwiebeln, aber das fällt



nicht sofort auf). Meine Antwort war klar und eindeutig: Gift. Es fällt mir zwar nicht leicht, ein Tier zu vergiften, aber hier sah ich keinen anderen Ausweg. Die geringe Größe der Pflanzinseln würde die Mäuse dazu zwingen, alles essbare, und das sind nun einmal meine Stauden, über kurz oder lang auf ihren Speisezettel zu setzen. Nach einem Jahr ohne sichtbare Schäden habe ich in diesem Sommer wieder zwei Mäuse durch die Pflanzung flitzen sehen. Irgendetwas scheint sie dort magisch anzuziehen. Zur Zeit steht es also unentschieden.

Nicht nur Mäuse, auch Ameisen fühlen sich offenbar pudelwohl. Sie haben die Angewohnheit, ihre Nester nicht zwischen den Stauden zu bauen, was evt. zu tolerieren wäre, sondern mitten in einer Pflanze, am liebsten im Salbei. Ich glaube nicht, dass das gut geht.

Der Ausfall eines großen Teils der großflächig verwendeten Aster 'Lutetia' durch die Mäuse einerseits und die Standortprobleme der



Rudbeckien andererseits zwangen zum Um- bzw. Neupflanzen. Der als Mulch verwendete Riesel erwies sich dabei als großes Hindernis. Ich habe versucht, den Riesel auf die Seite zu schieben, dann ein Pflanzloch ausgehoben, wobei die Erde in einem Eimer zwischengelagert wurde. Nach der Pflanzung kam der Riesel dann wieder an seinen Platz zurück. Es dauert nicht lange, bis der Eimer voll ist und entsorgt werden muss, da derjenige Anteil der Erde, der etwa dem Volumen des Topfballens entspricht, nicht mehr verwendet werden kann. Der ganze Vorgang läuft leider nicht so reibungslos ab wie die Theorie das wünschen lässt. Da ein Teil des Riesels mit der oberen Erdschicht vermischt ist, ist es gar nicht so einfach, mit der Pflanzkelle ein Loch auszuheben. Außerdem bleibt der restliche Riesel nicht mehr richtig sauber. Ein paar Brocken Erde mogeln sich immer dazwischen und bieten anfliegenden Unkräutern von nun an bessere Keimbedingungen.

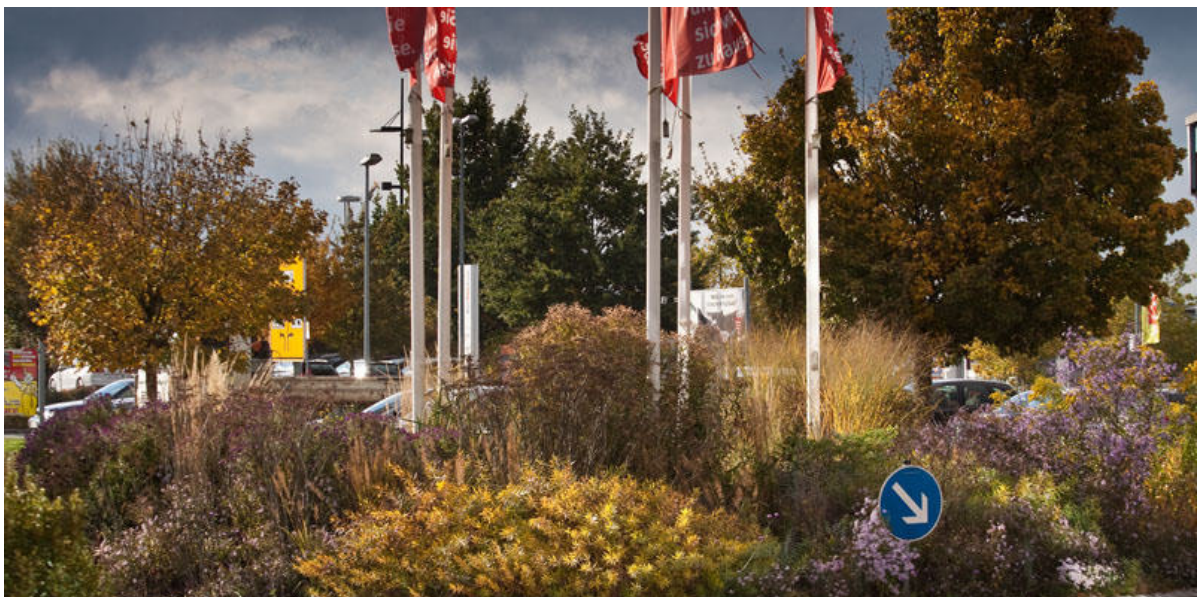
Nach dem Ausfall der Astern war ich zuerst ratlos, weil mir kein gleichwertiger Ersatz eingefallen ist. Noch einmal die gleichen Astern kam nicht in Frage. Also habe ich erst einmal herumprobiert. Heuchera und Stachys grandiflorum erwiesen sich wegen der geringen Höhe als ungeeignet: sie sind nicht in der Lage, den Schachtelhalm zu verdecken. Gut gemacht hat sich eine namenlose Rauhlattaster und Solidago sempervirens 'Goldene Wellen'. Als dann im Frühjahr dieses Jahres alle Sedum 'Matrona' krank wurden, ging ich großzügiger zu Werke. Ab sofort wurde ohne Rücksicht auf die Reinhaltung der Mulchschicht die Pflanzstelle großzügig mit der Grabgabel gelockert und dann gepflanzt. Die Erfahrung hat gelehrt, dass Mineralmulch nicht der Weisheit letzter Schluss ist. Beim nächsten Rückschnitt bekommt die gesamte Pflanzung eine neue Auflage aus Grobkompost. Das ist sowieso besser für die Humus- und Nährstoffversorgung, den Wasserhaushalt und die biologische Aktivität. Durch die Bodenbewegung werden zwar viele Unkräuter zum Keimen angeregt, was den Pflegeaufwand etwas erhöht, doch das nehme ich gerne in Kauf. Und man kann nach Lust und Laune umpflanzen, lockern oder sonst was ausprobieren.



Vielleicht hilft der Kompost auch gegen Menschen. Es hat sich nämlich gezeigt, dass die Rieselschicht geradezu als Aufforderung betrachtet wird, den Weg vom Parkplatz zum Haupteingang abzukürzen, ohne sich die Schuhe schmutzig zu machen. Ganz besonders schlimm war das nach der Bepflanzung im Herbst, als die Fläche vollkommen kahl war. Trotz einer provisorischen Absperrung mit einem Flatterband war dort reger Verkehr, und es war ein Wunder, dass im Frühjahr die meisten Stauden und Zwiebeln ausgetrieben haben. Interessanterweise scheint in der Vegetationszeit die Vernunft die Oberhand zu behalten. Wenn die Pflanzen sichtbar sind, werden sie weitgehend respektiert. Es gibt im Sommer nur noch drei Trampelpfade. Alle anderen Stellen bleiben verschont. An dem einen hat sich eine Wildrose angesät, die sich dort weiterentwickeln darf. Dieser Eingang ist dann irgendwann dicht. An dem zweiten waren in diesem Sommer die Stauden rechts und links so groß geworden, dass auch die Rücksichtslosesten Zeitgenossen die Lust auf eine Abkürzung verloren haben. Auch wenn ich mich maßlos über die Rücksichtslosigkeit vieler Menschen aufregen kann, muss ich doch eingestehen, dass es in den meisten Fällen wohl eher nur Gedankenlosigkeit ist, die die Menschen den kürzesten Weg suchen lässt.

Nach 5 Jahren fällt die Bilanz trotz aller Widrigkeiten positiv aus. Ich habe viel gelernt; das allein ist schon viel wert. Und trotz ein paar kahler Stellen, die erst wieder zuwachsen müssen, gibt es immer wieder jahreszeitliche Aspekte, die mich begeistern. Bei den Blumenzwiebeln ist es v.a. die *Camassia leichtlinii*, die absolut sicher zusammen mit den Strauchpfingstrosen blüht. Bei den Stauden hat sich die *Amsonia tabernaemontana* bestens bewährt. Sie wird von Jahr zu Jahr dichter und undurchlässiger. Auch sie säht sich üppig aus, wird aber nicht zur Plage. Auch der *Diptam* gedeiht prächtig und verteilt überall seine Sämlinge. *Eremurus stenophyllus* ist zusammen mit *Salvia 'Caradonna'* eine Schau. Eine schöne Kombination im Sommer ist dann *Aster linosyris* mit *Calamagrostis* oder *Rudbeckia* mit *Calamagrostis* und *Agastache 'Blue Fortune'*.

Auch wenn ich bisweilen frustriert bin, weil es immer wieder neue unangenehme Überraschungen gibt, möchte ich die Flächen nicht mehr missen. Ich kann hier – mehr als in jedem anderen Garten – nach Lust und Laune auspflanzen, umpflanzen, neupflanzen. Perfektion wird einfach überbewertet.



Beispiel 2: Modehaus in Pfarrkirchen

Nicht nur in der Fachliteratur liest man viel über Stauden im Garten, Stauden im öffentlichen Grün, Stauden für Bienen, Stauden für normale und für extreme Standorte, und, und, und...

Die Botschaft lautet ungefähr: Wer sich mit den Standortbedingungen der Pflanzen auskennt, der sucht sich die passenden Stauden für den vorgesehenen Platz aus, pflanzt sie und schon erlebt man sein blühendes Wunder, das – dank fachmännischem Grundwissen – mit etwas angepasster Pflege über Jahre wächst und gedeiht.

Man glaubt oder will glauben machen, dass man die Pflege durch technische Maßnahmen auf ein Mindestmaß reduzieren kann. Also durch Standortauswahl oder –aufbereitung und großzügige Mulchanwendung. Man bekommt Staudenpflanzungen zu sehen, die sich nach ein bis drei Jahren in einem hervorragenden Zustand präsentieren, und niemand weist einen darauf hin, dass in der Regel erst dann die Probleme beginnen.

Nun mag es sein, dass ich nicht Fachmann genug war, um mich von diesen Aussichten blenden zu lassen. Ich hatte schon 20 Jahre lang Gärten mit Stauden angelegt. Doch es war immer das gleiche: Wenn nach ein bis zwei Jahren sich alles gut entwickelt hat, verliert man nach und nach den Kontakt zu seinem Werk und den Auftraggebern und überlässt alles weitere dem Besitzer, in der Hoffnung, dass der sich melden wird, wenn etwas anders läuft als erwartet. Leider weiß der nicht, wie meine Erwartung aussieht, und übersieht die ersten Anzeichen der Veränderung. So kann es passieren, dass die schönste Bepflanzung relativ schnell verkommt, ohne dass der Besitzer sich dessen bewusst ist.

Durch viel Erfahrung klug geworden bin ich der Meinung, es wäre besser, wenn man eine ungefähre Vorstellung davon hat, auf was man sich einlässt. Und auch die potentiellen Kunden sollten wissen, dass es mit einer einmaligen Ausgabe nicht getan ist. Wenn man lange Freude an seinem



Abbildung 1: im ersten Jahr 2009



Abbildung 2: 2010



Abbildung 3: 2012

Garten/Anlage/was auch immer haben will, dann muss man bereit sein, auch nach der Fertigstellungspflege in die Taschen zu greifen. Es ist wie überall – mein liebstes Beispiel ist und bleibt das Auto: ohne regelmäßige Pflege währt die Freude nicht lange. Wenn man nur einmal den Zeitpunkt übersieht, um Öl nachzufüllen, ist es aus mit dem Motor. Bei den Pflanzen ist das nicht anders: auch die härtesten Steppen- oder Präriepflanzen, allesamt Fr1, überleben eine wochenlange Trockenperiode in einem 35°- Sommer nicht, ohne zwischendurch mal etwas Wasser zu bekommen. Und das ist nur ein Aspekt.



Abbildung 4: 2014 Frühling



Abbildung 5: 214 Herbst

Das hier beschriebene Beispiel handelt von Problemen, aber auch von Problemlösungen. Es bot mir die Gelegenheit, selbst die Pflege zu übernehmen und die weitere Entwicklung hautnah mitzuerleben. Es soll darauf hinweisen, welche Schwierigkeiten auftreten können, aber auch Mut machen, nicht aufzugeben. Und ich möchte andere auffordern, von ihren Problemen zu berichten. Eine schöne Augenblicksaufnahme eines gelungenen Staudenbeetes ist die eine Seite, aber sie ist nur die Hälfte der Wahrheit. Die andere Hälfte sollte man nicht verschweigen.

Es begann im Frühjahr 2009. Ein Modehaus in Pfarrkirchen, Niederbayern. An der Böschung zwischen Gehweg und Parkfläche, WSW-Ausrichtung, sollte ich eine Teilfläche von etwa 100 m² in ein Staudenbeet umwandeln. Der damalige Bewuchs bestand aus Rasen mit viel Löwenzahn. Der anstehende Boden war steinig und durchlässig, aber ansonsten ganz in Ordnung. Zur Sicherheit habe ich nach dem Abtrag der Rasennarbe die Fläche mit dem Bagger gelockert und durchmischt. Der Auftraggeber wollte keine gelben Blüten und keine Gräser. So weit, so gut. Gepflanzt wurde Salbei, hohe Bartiris, Aster amellus, laevis und pyrenaeus, Fetthenne, Yucca und ein paar andere. Gemulcht habe ich mit Rollkies 8/16. Mineralmulch war damals in aller Munde. Übrigens vermute ich, die immer noch anhaltende Manie der Schottergärten haben die Gärtner mit Mineralmulch verursacht. Die Leute fanden das schön; sie haben die Pflege nur noch etwas weiter reduziert, indem sie einfach die Pflanzen wegließen.

Das ging eine Zeit lang gut. Die ersten zwei bis drei Jahre sah die Fläche richtig toll aus. Die Pflege hielt sich in Grenzen. Doch der Löwenzahn war nicht bereit, seinen Platz dauerhaft zu räumen. Der Besitzer findet auch den angrenzenden Rasen mit den gelben Blüten und den folgenden Pusteblumen attraktiv, was die Ausbreitungsbemühungen des Löwenzahns erleichtert. Außerdem entwickeln sich – ein gärtnerisches Wunder – viele Löwenzahnsamen zu Disteln: die sind nämlich auch in großer Zahl vertreten, obwohl in der Nähe keine Disteln zu sehen sind.

Löwenzahn muss man ausgraben, das ist mühsam. Disteln kann man, wenn man sie erst mal wachsen lässt, v.a. bei feuchtem Boden leicht mit der Wurzel herausziehen. Das lässt sich alles noch handeln. Problematischer wurde es, als die ersten Pflanzen sich verabschiedeten, bzw. systemische Probleme bereiteten. Solange die Gruppen dicht sind, fallen Unkräuter dazwischen nicht sofort auf. Man kann sich also Zeit lassen zwischen zwei Pflegegängen. Wenn die Gruppen lückig werden, ist das anders. Dann entstehen leere Flächen, die schnell unordentlich aussehen.

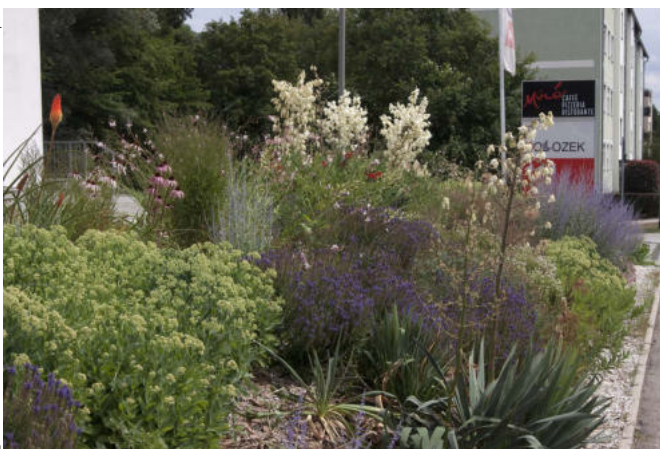


Abbildung 6: 2018 Sommer



Abbildung 7: 2019 Frühjahr: Salbei



Abbildung 8: Herbst 2020

Ich hatte eine tolle tiefblau-violette Iris ('Superstition') ausgesucht, die sich als überaus empfindliche Diva entpuppte. Die und *Anaphalis triplinervis*, *Aster amellus* 'Sternkugel' und *Calamintha* haben sich relativ schnell verabschiedet. Die zweite Iris, 'Alstersegel', hat den Standort zwar vertragen, sie deckt aber den Boden (wie alle Iris) zu wenig ab, so dass sich zwischen den Rhizomen ständig Unkräuter ansäen. Bei den Iris wirkt das besonders unordentlich. Und jäten zwischen den Rhizomen ist auch nicht besonders einfach.

Die oberen Bordsteine der Parkplätze waren nach guter Tiefbau-Manier großzügig mit Beton versorgt. Und natürlich war auch hier der Betonkeil flach nach außen gezogen. Es war also zu erwarten, dass meine Pflanzen auf den ersten 30 bis 50 cm Schwierigkeiten haben würden. Die ersten Jahre habe ich versucht, mir mit Round-Up die Arbeit zu erleichtern. Das hilft aber nicht auf die Dauer, und weil ich eigentlich von Glyphosat sowieso nicht begeistert bin, habe ich das irgendwann eingestellt und nur noch gejätet. Nach etwa 10 Jahren bekam ich massive Probleme mit der Zaunwinde. Ich vermute, das ist ein Randerscheinung der Glyphosatverwendung. Jedenfalls habe ich schon öfter genau dort mit der Winde zu kämpfen gehabt, wo ich Glyphosat verwendet habe. Von Arbeitserleichterung durch chemische Hilfe kann also keine Rede sein.

Irgendwann kam auch die Quecke. Manchmal habe ich den Eindruck, die Unkräuter (ich verwende die Bezeichnung bewusst) wissen ganz genau, wo sie die meisten Chancen haben. Also die Quecke hat sich in den Iris breitgemacht, weil man dort nicht richtig jäten kann. Um das Problem in den Griff zu bekommen, habe ich etwa 2 m² Iris gerodet. Der Erfolg war allerdings nicht von Dauer. Der Kampf geht also weiter.

Manche Pflanzen gelten als etwas heikel, weil die Winterhärte nicht immer und überall zufriedenstellend ist. Das galt auch mal für *Gaura lindheimeri*. In meiner Pflanzung scheint sie sich dagegen richtig wohl zu fühlen. Sie hat sich eher wie ein Unkraut entwickelt. Sie sät sich gerne aus – Mulch hin oder her – und wenn man sie wachsen lässt, bringt man sie dank ihrer Pfahlwurzel nur mit Mühe wieder raus. Sie wächst sogar überaus vital auf der Betonschulter der Randsteine, und andere Pflanzen haben neben ihr kaum eine Chance. Das macht sie dann wieder sympathisch, zudem hat sie eine schöne und lang anhaltende Blüte. Im Gegensatz zu dem ersten Beispiel fällt sie auch nicht leicht um, so dass sie an den Rändern durchaus eine Bereicherung ist.

Ich weiß nicht mehr genau, wann ich zum erstenmal bemerkt habe, dass mein Mineralmulch gewisse Probleme mit sich bringt, auf die meines Wissens bisher niemand ausdrücklich hingewiesen hat. Eine Andeutung hatte mal Cassian Schmid in einem Seminar gemacht, aber seine Aussage gleich wieder relativiert. Da ich aber ähnliche Beobachtungen auch in anderen Flächen gemacht habe, bin ich mir mittlerweile sicher,



Abbildung 9: 2019: *Echinacea pallida* und



43 43 Abbildung 10: 2019: Palmlilie und *Crocsmia* Luzifer

dass Mineralmulch blöd ist. Die Flächen mageren aus, nach einigen Jahren guten Gedeihens sieht man den Pflanzen an, dass ihnen etwas fehlt. Der natürliche Kreislauf von Nährstoffentzug und Humusneubildung durch abgestorbene Pflanzenteile funktioniert bei Mineralmulch nicht. Zudem lässt die Mulchwirkung mit der Zeit nach, weil unweigerlich Schmutz- und Pflanzenteile in die Hohlräume gelangen. Trotzdem wirkt die Mineralschicht über lange Zeit wie eine Sperrschicht, die die natürlichen Kreisläufe behindert. Im Gegensatz dazu muss man organischen Mulch zwar immer wieder erneuern, weil er abgebaut wird. Letzten Endes ist das aber kein Nachteil, im Gegenteil: Man kann ihn untergraben, wenn man etwas neues pflanzen will. Und er versorgt den Boden mit Humus und Nährstoffen. Die Dauerhaftigkeit von Mineralmulch ist eine Illusion.

Wenn man Mineralmulch verwendet, ist man eigentlich gezwungen, auch mineralisch zu düngen, was in unseren immer trockeneren Sommern gar nicht so einfach ist, wenn man nicht wässern will oder kann. Und wenn man natürliche statt technische Systeme bevorzugt, ist das auch nicht gewollt.

Immerhin habe ich nicht auch den zweiten gravierenden Fehler gemacht, der in diesem Zusammenhang oft zu sehen ist: ich habe kein Unkrautvlies verwendet. Pflegeerleichterung durch Vliesabdeckung ist der größte Unfug, den sich jemand in Zusammenhang mit lebenden Systemen ausgedacht hat. Es ist zwar (bedingt) richtig, dass Wurzelunkräuter, die im Boden sind, nicht durchwachsen. Aber irgendwann kommt der Zeitpunkt, wo angeflogene Samen keimen und mit ihren feinen Wurzeln von oben nach unten die Öffnungen, die für die Versickerung von

Niederschlagswasser unvermeidlich sind, durchdringen. Wenn die dann etwas kräftiger sind, ist jäten nicht mehr möglich. Eine Bekämpfung kann dann nur noch chemisch erfolgen, und das würde ich in jedem Fall vermeiden wollen. Auch die Wurzelunkräuter bleiben nicht für immer unter dem Vlies begraben. Entweder wandern sie mit ihren Rhizomen unter dem Vlies entlang und nutzen jedes Pflanzloch, um ans Licht zu gelangen. Oder sie säen sich nach ein paar Jahren in einem ehemaligen Pflanzloch, das von einer Staude verlassen wurde, aus und machen dann so weiter wie gerade beschrieben.

Ein weiteres Problem, das gerade an diesem Standort nicht unwesentlich die Bodenverhältnisse beeinflusst, ist die Wintersalz- Anwendung. Die Parkflächen sind mit Rasengittersteinen befestigt. Was an sich eine gute Sache ist, weil Niederschlagswasser versickern kann. Salzwasser kann das genauso, und da die Parkflächen auf dem oberen Niveau liegen, wird das Salzwasser dem hydraulischen Gefälle folgend in die Pflanzflächen sickern und sich dort anreichern. Dank Klimawandel reichen die natürlichen Niederschläge nicht mehr aus, um das Salz vollständig durchzuspülen.



Abbildung 11: 2023 Echinacea und Gaura

In den letzten Jahren kann man auch dem Salbei ansehen, dass die Vitalität nachlässt. Die Dauerhaftigkeit von Staudenpflanzungen ist nun einmal nicht mit der von Gehölzen zu vergleichen. Besonders langlebigen Stauden wie den Paeonien wird eine Lebensdauer von 20 Jahren und mehr zugeschrieben. Im Umkehrschluss bedeutet das aber, dass die meisten Stauden sich eher früher verabschieden.

Im Laufe der Jahre habe ich immer wieder neue Kandidaten ausprobiert. Eigentlich in der Absicht, zu testen, was am besten gedeiht und dann mit den erfolgreichsten neue größere Gruppen aufzubauen. Leider funktioniert das nicht so richtig, weil ich mich nicht immer überwinden kann,



Abbildung 12: 2025 August: *Kniphofia rooperi*, *Gaura*, *Perowskia*

entsprechende Flächen komplett frei zu machen. Trotzdem ist das Ergebnis gar nicht so schlecht.

Bewährt haben sich *Perowskia*, *Baptisia australis*, *Amsonia tabernaemontana* und *hubrichtii*. Auch *Euphorbia palustris* 'Walenburgs Glorie' kommt sehr gut zurecht, obwohl hier eher das Gegenteil von Sumpf herrscht. *Crocosmia* 'Lucifer' ist ebenfalls sehr vital. Von den gepflanzten *Echinacea pallida* ist nicht jede angewachsen, aber die, die es geschafft haben, sind eine echte Bereicherung. Besonders überrascht hat mich *Kniphofia rooperi*: Weil die nirgends im Angebot ist, habe ich sie vor Jahren aus Samen vermehrt. Einer der Sämlinge hat sich zu einem großen und dichten Horst entwickelt. Für die vegetative Vermehrung durch Teilung musste ich eine Axt verwenden – mit der Grabgabel hatte ich keine Chance.

An die ursprüngliche Vorgabe, kein Gelb und keine Gräser zu verwenden, fühle ich mich nicht mehr gebunden. Gerade bei den gelb blühenden Stauden und den Gräsern gibt es viele Arten und Sorten, die mit diesem



durchlässigen und eher trockenen Standort gut zurecht kommen – es wäre jammerschade, wenn man die nicht verwenden dürfte. *Panicum virgatum* und *amarum* sehen vielversprechend aus, *Cortaderia 'Pumila'* ist bis jetzt auch OK. Sehr gut entwickelt sich auch *Pennisetum orientale 'Karley Rose'*. Sie wächst sehr dicht, auch an den Rändern, und verträgt offensichtlich Streusalz hervorragend. Und last but not least *Kalimeris 'Madiva'*, die quasi alles in sich vereint, was man sich wünscht: standfest, trocken- und krankheitstolerant, dauerblühend. Einfach perfekt.

Da ich mit den Pflegegängen bisweilen etwas nachlässig bin, d.h. die Pflegeintervalle in die Länge ziehe, ist der Gesamtaufwand nicht besonders hoch. Einschließlich Rückschnitt im Spätwinter komme ich auf etwa 6 Pflegegänge pro Jahr zu je 2,5 h. Gegossen werden nur neu gepflanzte Stauden.

Das war nicht mehr als eine Zwischenbilanz – ich würde keine Prognose wagen, wie die Fläche nach weiteren 16 Jahren aussieht. Auf neue Herausforderungen muss neu reagiert werden. Es lohnt sich aber. Neben der Schönheit, die sich in der Blüte ausdrückt, bietet eine Staudenpflanzung eine Dynamik in der alljährlichen Entwicklung, die unvergleichlich ist. Dass man das nicht umsonst bekommt, muss jedem klar sein.



Abbildung 13: 2025: *Pennisetum orientale 'Karley Rose'*



Abbildung 14: 2025 Juli



Abbildung 15: Ende Oktober 2023



Abbildung 16: 2025 Juli/August: *Kalimeris Madiva*, *Pennisetum Karley Rose*, *Crocosmia Luzifer*, *Kniphofia rooperi*

Die beiden Beispiele waren zugegebenermaßen recht extrem. Im Garten hat man nicht mit Streusalz zu kämpfen, und die Bodenverhältnisse sind pflanzengerechter.

Ein Mindestmaß an Hingabebereitschaft ist aber für die Pflege unabdingbar. Es reicht nicht aus, zu pflanzen und zu mulchen und dann die Hände in den Schoß zu legen. Man muss genau beobachten, wie sich die Pflanzen verhalten. Ob sie gut gedeihen oder weniger gut. Ob sie im Lauf der Monate und Jahre kräftiger werden oder nur so vor sich hin dümpeln. Wenn eine Art oder Sorte nicht richtig gedeiht, kann man ihr manchmal auf die Sprünge helfen, durch Düngung oder Gießen. Bei Schädlingsbefall mit entsprechenden Bioziden oder Kräftigungsmitteln. Manchmal ist es aber besser, lieber gleich was anderes zu pflanzen. Das ist insbesondere dann angeraten, wenn alle Pflanzen einer Gruppe gleich schlecht aussehen, alle andere dagegen gut gedeihen.

Es gibt keine Patentlösung für alle Fälle. Man muss jedesmal neu entscheiden. Es ist wie im richtigen Leben: Man muss sich immer wieder neuen Herausforderungen stellen. In der Natur herrscht Dynamik, wie wir gesehen haben, nichts bleibt wie es ist.

Dazu passt ein drittes Beispiel, diesmal tatsächlich mit abschreckender Wirkung.

Beispiel 3: Bepflanzung Stadthalle

Anfang 2008 durfte ich in der weiteren Umgebung eine Staudenpflanzung anlegen, und zwar vor der Stadthalle einer niederbayerischen Stadt. Die Stadthalle war wenige Jahre zuvor neu gebaut worden. Die zu bepflanzende Fläche bestand aus Rasen.

Der anstehende Boden war lehmig und wenig humos. Zur Bodenverbesserung wurde Grünkompost aufgetragen und eingearbeitet. Gemulcht habe ich damals noch mit Riesel, also gewachsmen Kies,

Körnung 8-16 mm. Gepflanzt wurde im Frühjahr 2008, bis zum Ende des Jahres habe ich auch die Pflege übernommen, danach wurde die Fläche durch die Stadtgärtner betreut. Die ersten Jahre der Entwicklung habe ich intensiv beobachtet und fotografiert, weshalb die ersten Jahre der Entwicklung gut dokumentiert sind. Zumindest die Blüte der Strauchpfingstrosen 'Hoki'), die sich wirklich prächtig entwickelt haben. Die letzten Fotos sind aus dem Jahr 2018, leider nur mit dem Smartphone aufgenommen, deshalb ist die Qualität nicht berauschend. Man erkennt aber recht gut, dass die Pflanzung zu diesem Zeitpunkt noch in einem passablen Pflegezustand war.

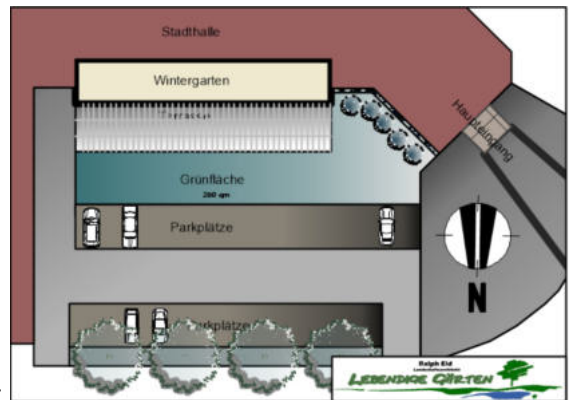


Abbildung 17: Vorplatz Stadthalle (schematisch)



Abbildung 18: Ende April 2010: *Euphorbia polychroma*

Im Schatten der Stadthalle habe ich Samt- und Rispenhortensien gepflanzt, dazu Rodgersien und Taglilien. Die restlichen Flächen sind zwar im Winter morgens und nachmittags durch die tiefstehende Sonne beschattet, im Sommer hat der Gebäudeschatten keine Auswirkung auf das Pflanzenwachstum. Allerdings war ich mir darüber nicht hundertprozentig sicher, da die Planung im Winter erfolgte und die Entscheidung über die genaue Zusammenstellung nicht bis zum Sommer warten konnte. So kam es, dass ich auch Stauden ausgesucht habe, die keine pralle Sonne vertragen (Astilben). Zumindest in den ersten Jahren war das aber kein Problem.

Als Strukturbildner habe ich Buxbaum und Strauchpfingstrosen ausgesucht. Leitstauden waren Staudenpfingstrosen, Reitgras und Arkansas-Scheinaster (*Vernonia crinita*), die ich damals noch ganz toll fand. Als Begleiter kamen *Achnatherum 'Allgäu'*, *Hemerocallis*, Brandkraut (wenige), Dreiblattspiere, *Euphorbia polychroma*, Astilben und *Aster cordifolius* in die Endauswahl.

Mit den Jahren verlor ich das Interesse an der Pflanzung, vorwiegend aus Zeitmangel, aber auch weil irgendwann abzusehen war, wohin die Entwicklung führt. Mag sein, dass die Stadtgärtner keine Erfahrung mit Staudenpflanzungen haben, weil ihre Haupttätigkeit im öffentlichen Raum die Bepflanzung und Betreuung der Wechselblorbeete ist. Vielleicht haben sie sich aber auch durch das viel zitierte Versprechen täuschen lassen, eine Mulchschicht löse alle Pflegeprobleme. Vielleicht haben aber auch die Verantwortlichen im Rathaus die Kosten für die Pflege gedeckelt, so dass die Stadtgärtner gar keine andere Wahl hatten, als nur die absolut notwendigsten Arbeiten durchzuführen.



Abbildung 19: Anfang Mai 2015 Strauchpfingstrosen, *Camassia leichtlinii* *Caerulea*, *Euphorbia polychroma*



Abbildung 20: Ende Mai 2011 Pfingstrosen, Dreiblattspiere, *Storchschnabel*

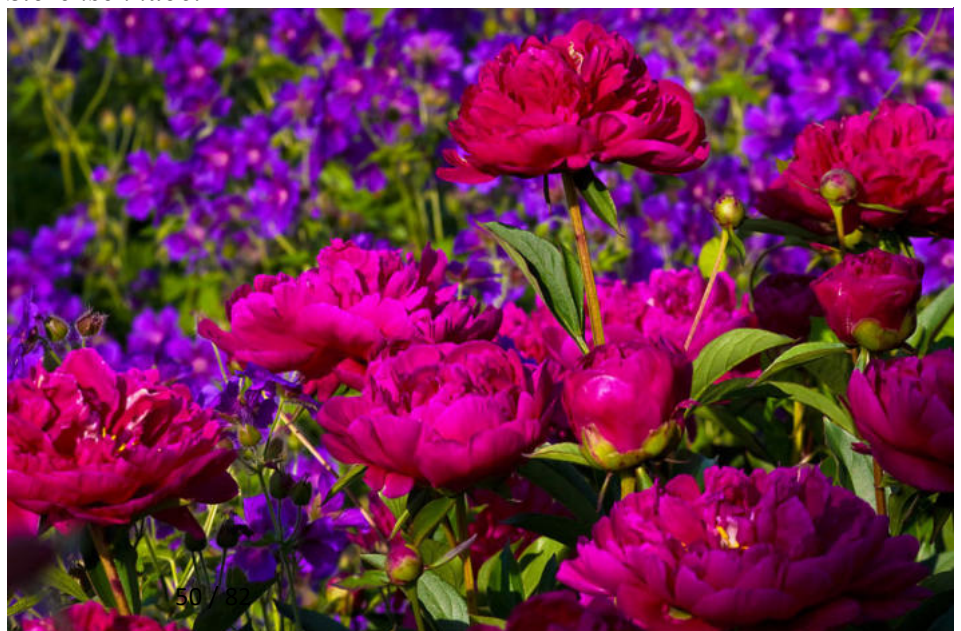




Abbildung 21: Anfang Juli 2009 Hemerocallis Corky und Astilbe



Abbildung 22: Anfang September 2010 Vernonia und Calamagrostis 'Karl Förster'



Abbildung 23: 2018 war noch alles in Ordnung

Wie dem auch sei: Der Zustand 2025 ist erbärmlich. Der Buchsbaumzünsler hat im Lauf der Jahre alle Exemplare seiner Lieblingsnahrung hinweggerafft. Ersatz wurde nicht gepflanzt. Neben allen möglichen Unkräutern haben sich v.a. Quecke, Schachtelhalm und Zaunwinde ausgebreitet. Und alle Sämlinge der Arkansas-Scheinaster, die sich vom Mulch nicht abschrecken lassen und überall aufgehen, durften weitgehend weiterwachsen.



Die Hortensien sind immer noch gut erhalten. Der Gebäudeschatten tut ihnen gut. Bei den Stauden ist die Situation gespalten. Manche Arten haben sich trotz allem erstaunlich gut gehalten, so v.a. die Pfingstrosen, und auch der Storchschnabel hat immer noch dichte Bestände, die kaum Unkrautwuchs aufweisen. Wenn man jetzt noch retten wollte, was noch zu retten ist, müsste man um die erhaltenswerten Gruppen alles mit einem Bagger gründlich durcharbeiten, nachpflanzen, düngen und wahrscheinlich hin und wieder einmal wässern. Auf jeden Fall müsste man sich darüber im Klaren sein, dass eine fachgerechte Pflege auch etwas kosten darf.

Das soll niemanden abschrecken, sich einen lebendigen Garten anzulegen oder anlegen zu lassen. Wenn man bereit ist zu lernen und ein bißchen Geduld mitbringt, wird man auch zurechtkommen. Schließlich und endlich ist das keine Hexerei oder Wissenschaft. Mit der Zeit wächst man mit seinen Aufgaben. Aber ich finde, man muss die Probleme offen ansprechen.

Was aber auf jeden Fall illusorisch ist, ist die Forderung nach Pflegeleichtigkeit, wenn damit gemeint ist, dass man so gut wie nichts tun muss. Man kann sich die Pflege erleichtern, indem man standortgerechte Pflanzen aussucht. Auch Mulch, das wird immer wieder betont, ist eine gute Methode, um sich die Pflege zu erleichtern. Ich vermute, die Erwartungshaltung nach Pflegeleichtigkeit kommt ursprünglich aus der Grünen Branche selbst. Vor 20, 30 Jahren war es kaum denkbar, im öffentlichen Bereich außerhalb von Gartenschauen Stauden zu pflanzen. In Parks wurden Sträucher und Bäume in Abwechslung mit Rasen gepflanzt, kleinflächig dominierten Bodendecker wie Cotoneaster oder Heckenkirschen und später auch Bodendeckerrosen. Das war alles relativ pflegeleicht. Wenn man in Zeiten knapper Kassen die verantwortlichen Kämmerer dazu bringen wollte, auch Staudenflächen ins öffentliche Grün zu integrieren, dann ging das nur, wenn die auch pflegeleicht waren. So hat man genau untersucht, wieviel Aufwand eine einfache Staudenpflanzung benötigt, und kam auf 3 bis 5 Minuten pro Quadratmeter und Jahr. Das wurde als pflegeleicht definiert. Es war zwar auch immer die Rede davon, dass die Pflege von Staudenflächen qualifiziertes Fachpersonal erfordert, aber das war eher eine Randnotiz, über die man sich nicht weiter aufhielt. Doch der Ausdruck 'Pflegeleicht' weckt Erwartungen, die so nicht haltbar sind. Natürlich ist es nicht so, dass man jeden Tag im Garten arbeiten muss, um ihn in Schuss zu halten. Wenn man zwei Monate nichts tut, wird das allerdings kaum verziehen.

Ein mit 20 Lebensjahren halbwegs erwachsener Mensch wird bis ins hohe Alter mehrere Autos finanziert und für alle diese Autos auch die entsprechenden Pflegeleistungen, wie Reparaturen, Ölwechsel, Inspektionen, usw. aufgewendet haben. Oder für das Haus: Neben den Baukosten fallen regelmäßig Unterhaltskosten für Reinigung oder z.B. für Malerarbeiten an; die Einrichtung nutzt sich ab oder wird einfach unmodern und muss erneuert werden, auch die Technik (Wasserleitungen, Heizungsanlage) muss weitgehend auf dem neuesten Stand gehalten werden. Alle diese Dinge gibt man mehr oder weniger gerne, aber doch notgedrungen und ohne sich allzusehr darüber aufzuregen, aus.

Alles, was in einem bestimmten Zustand erhalten werden soll, benötigt Pflege. Das ist beim Garten nicht anders. Wer Wert auf eine anspruchsvolle Umgebung legt, für den wird das auch kein Problem sein.

Zugegeben: Gartenpflege ist in hohem Maße Handarbeit, und die wird heutzutage immer teurer. Dazu kommt, dass für die Pflege anspruchsvoller Pflanzungen Fachkenntnis erforderlich ist. Den Rasen mähen kann jeder ungelernte Hilfsarbeiter, und mit einem entsprechenden Rasenmäher sind auch große Flächen innerhalb kurzer Zeit zu bewältigen. Wenn es aber darum geht, ein Staudenbeet zu pflegen, sieht die Sache schon anders aus: Allein schon Unkraut jäten ist nicht unbedingt eine einfache Arbeit. Wer die Pflanzen nicht genau kennt, macht immer wieder Fehler. Auch wenn es in der Regel bei entsprechender Aufmerksamkeit gute Unterscheidungsmöglichkeiten für gepflanzte und eingewanderte Pflanzen gibt, hat Unkraut die seltsame Fähigkeit, sich zu tarnen, so dass es u.U. Jahre lang nicht bemerkt wird und schwächere

Pflanzen verdrängt. Auch der andere Fall kommt immer wieder vor: während man behutsam alles entfernt, was sich im Staudenbeet heimlich einschleichen will, trampelt man auf den frisch gepflanzten Strauchpfingstrosen herum, die zu diesem Zeitpunkt noch recht unscheinbar aussehen (das schaffen sogar ausgebildete Gärtner).

Man kann nun als Konsequenz für sich die Schlussfolgerung ziehen, nur das im Garten zu verwenden, was jeder halbwegs normale Mensch noch pflegen kann. Wobei man an Männer noch etwas geringere Ansprüche stellen darf als an Frauen. Die bringen es an Pflegefertigkeit meist nur bis zum Rasenmäher schieben. Dass das keine Übertreibung ist, kann man an den Umsätzen der Gartenbranche ablesen: In den letzten Jahren haben automatische

Bewässerungsanlagen, speziell für Rasenflächen, enorm zugelegt. Man sollte glauben, dass die Klimaproblematik zum sparsamen Umgang mit Wasser anhält - weit gefehlt. Die Argumentation geht eher ins Gegenteil: gerade weil das Klima wärmer wird, die Niederschläge weniger werden, das verfügbare Wasser also knapper, muss man Bewässerungsanlagen bauen, damit der Rasen auch in Trockenzeiten immer schön grün bleibt. Ob das eine verantwortungsbewusste Einstellung ist, wage ich zu bezweifeln.

Vieles von dem, was heute als modern gilt, hat sich dem Diktat der Pflegeleichtigkeit gebeugt. Die Folge sind oftmals recht abstrakte Anlagen, die auf den ersten Blick auch tatsächlich einen starken Eindruck machen, dafür aber in relativ kurzer Zeit nur noch langweilig sind, wenn man sie täglich sieht und sich daran gewöhnt hat. Dieser Ansatz führt meiner Meinung nach mehr in Richtung Repräsentationsgrün mit dem Hang zur Sterilität, aber weniger zu einem dynamischen Erlebnisraum.

Die Möglichkeit, den Standort und die Pflanzenauswahl so anzupassen, dass stabile Pflanzengesellschaften entstehen, haben wir schon angesprochen. Wer das nicht will, kann einen anderen Ansatz verfolgen. Dabei wird der Boden weitgehend so gelassen, wie er vorgefunden wird. Bei der Pflanzenauswahl setzt man auf sog. C-Strategen, die konkurrenzkräftig sind, d.h. relativ stark wachsen. Bis jetzt gibt es noch nicht viele Staudengärtnereien, die die Strategietypen mit angeben. Das wird sich bestimmt ändern, da die Einteilung in Strategietypen eine deutliche Erleichterung bei der Pflanzenauswahl bedeutet.

Egal für welche Art der Pflanzenauswahl man sich entscheidet, die Abdeckung der Pflanzflächen mit geeigneten Materialien (Mulch) ist immer angebracht. Eine Mulchdecke reduziert die Keimung von Unkraut und vermindert die Verdunstung. Feuchtigkeit bleibt also länger im Boden, was ihn vor Austrocknung schützt und den Bewässerungsbedarf mindert. Das lästige

Abbildung 24: Kies auf Unkrautvlies nach nur wenigen Jahren



Hacken oder Umgraben entfällt ebenfalls, andernfalls müsste die Mulchschicht jedesmal erneuert werden. So gesehen hat sich der Pflegeaufwand gegenüber früher tatsächlich stark reduziert. Während meiner Studienzeit wurden im Staudensichtungsgarten in Weißenstephan noch alle Beete einmal im Jahr umgegraben.

Bei der Auswahl des Mulchmaterials ist ebenfalls ein Mindestmaß an Fachkenntnis erforderlich. Organische Materialien wie Rinde haben ein weites C/N-Verhältnis. Damit ist der Anteil an Kohlenstoff und Stickstoff gemeint. Je höher der Kohlenstoffanteil ist, wie das bei Rinde der Fall ist, desto leichter kommt es zu Stickstoffmangel, da die im Boden lebenden Mikroorganismen ebenfalls Stickstoff verbrauchen, der dann wiederum den Pflanzen fehlt. Eine Düngung mit Stickstoff wirkt dem zuverlässig entgegen. Eine Alternative sind industriell gefertigte Mulchmaterialien aus Pflanzenfasern, die sehr vielversprechend sind. Von mineralischen Materialien halte ich mittlerweile nichts mehr, weshalb ich auch nicht weiter darauf eingehen möchte. Was man auf jeden Fall vermeiden sollte, sind Mulchfolien oder Unkrautvliese. Langlebige Kunststoffe haben im Boden nichts verloren. Eine Pflegeerleichterung sind sie höchstens in den ersten Jahren, danach machen sie eine Pflege manchmal sogar unmöglich.

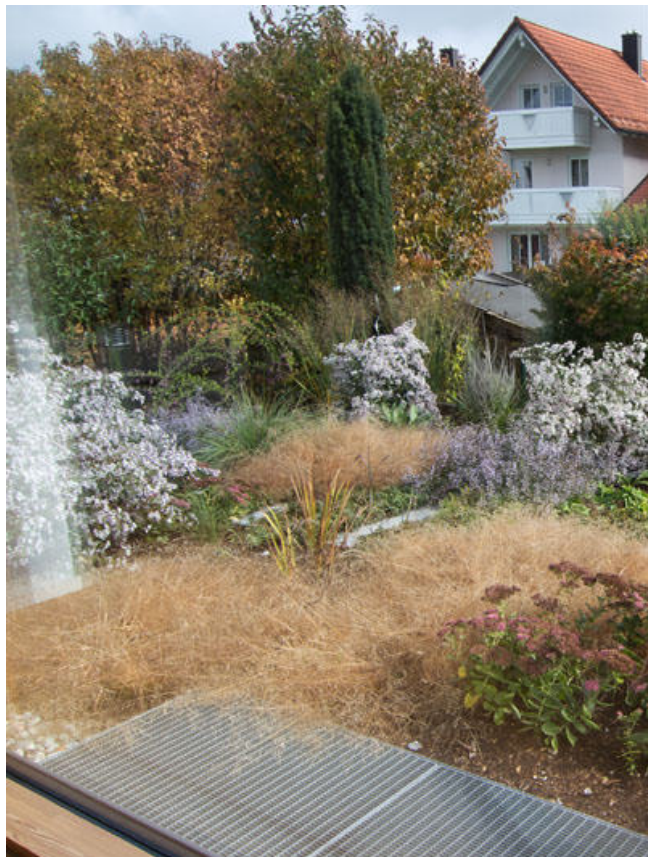
Bei all den positiven Eigenschaften einer Mulchdecke fallen bei einer realistischen Betrachtung auch Nachteile auf. Wo Licht ist, ist auch Schatten. Wenn der Boden nicht mehr angerührt wird, haben es bodenbewohnende Tiere leichter, ihr Unwesen zu treiben. Wenn die Gänge von Mäusen und ähnlichen Naschkatzen nicht mehr angetastet werden, können sie sich ungehindert ausbreiten. Das erste Beispiel hat das plastisch gezeigt.

Und noch ein Beispiel sei hier angesprochen, weil es viel über die immer noch bestehende Naivität der Verantwortlichen aussagt. In der Zeitschrift 'Gartenpraxis', Ausgabe 8/2025, wird von einem Senkgarten berichtet, der im Rahmen der Umstrukturierungsmaßnahmen im Ruhrgebiet 2010 von der Enschergerossenschaft angelegt worden ist. Auf dem Gelände einer ehemaligen Kläranlage ist dort nach Plänen von Piet Oudolf, einem weltweit bekannten Staudenspezialisten, auf etwa 3000 m² eine anspruchsvolle Staudenpflanzung entstanden. Der Artikel beschreibt, wie bereits die Gärtner bei der Pflanzung überfordert waren, und die gemeinnützige Gesellschaft, die im Anschluss die Pflege übernahm, umso mehr. Bereits nach 7 Jahren war die Pflanzung 'überaltert', was soviel heißt wie: sie war durch unsachgemäße Pflege heruntergewirtschaftet und musste saniert werden. Man bedenke, dass hier Fachleute in verantwortlichen Positionen sitzen. Offenbar ist die Pflege mit all ihren Randerscheinungen noch nicht überall im Bewusstsein der Beteiligten präsent.

A Konkretes

Die Theorie ist das eine, die praktische Umsetzung das andere. Es gibt fast immer Sachzwänge, nach denen man sich richten muss. Das kann die Architektur des Hauses sein, oder die Vorlieben des Bauherrn, die nun einmal Vorrang haben. Außerdem ist es wesentlich anschaulicher, wenn man die Theorie in der Praxis beurteilen kann.

1. Umgestaltung eines Hausgartens



Als der Besitzer des Hauses wechselte, musste auch der Garten den veränderten Bedürfnissen angepasst werden. Das Grundstück war, den heutigen Verhältnissen entsprechend, nicht besonders groß. Der Vorbesitzer hatte wohl aus der – falschen – Vermutung: 'Fläche macht Größe' vor den bodentiefen Glasfassaden jeweils eine großzügige Terrasse angelegt. An der hinteren Grundstücksgrenze, die vom Niveau her mehr als 1 m unter dem Gartenniveau liegt, wurden als Sichtschutz Sträucher gepflanzt. Dass das Nachbargrundstück tiefer liegt, ist schon mal ein kleiner Glücksfall. Die Gehölze, die auf diesem Niveau gepflanzt sind, haben oben nur noch eine sichtbare Höhe von etwa einem Meter, weshalb zwar ein Abschluss des Gartenraumes entsteht, aber kein beengender, wie es der Fall wäre, wenn die Gehölze auf dem oberen Niveau gepflanzt worden wären. Der Nachbar auf der Westseite hatte selbst schon eine Hecke gepflanzt, bzw. für Sichtschutz gesorgt, so dass der schmale Streifen nicht noch zusätzlich eingeengt wurde. Alle anderen Flächen wurden mit Rasen angesät. Von Gestaltung konnte bei dem Bestand keine Rede sein.

Was sieht man, wenn man unter diesen Verhältnissen aus dem Fenster schaut? Grauen Beton. Wonach sehnt man sich, wenn man aus dem Fenster schaut? Nach irgendetwas Interessantem. Also wäre es doch folgerichtig, wenigstens eine Terrasse aufzulösen und stattdessen ein Staudenbeet anzulegen. Wenn man noch eine Steigerung braucht, könnte man das ganze noch mit Wasser in irgendeiner Form aufwerten. Doch das war den neuen Besitzern nun doch zu viel des Guten.



Für das, was ich mir vorstellte, ist ein Beet mit mittelhohen Stauden ideal. Dann hat man von innen die gesamte Fläche im Blick. Es bieten sich also die Stauden der trockenen Freifläche an, für die man überdies die bestehenden Verhältnisse nicht allzu stark verändern muss.

Die Terrassenplatten wurden entfernt, etwas Oberboden aufgestreut (ich glaube, es waren etwa 10 cm) und danach die Tragschicht der Terrasse mit dem Oberboden gründlich durchmischt. Ich selbst hatte, solange ich noch selbst auf der Baustelle gearbeitet habe, für die Tragschichten nur Kies verwendet. Das ist billiger als Schotter und reicht völlig aus. Deshalb war ich überrascht, als die Tragschicht aus Granitschotter bestand. Als Substrat ist das nicht wirklich ideal, da man in dem gebrochenen Material wesentlich mehr Mühe hat, ein Loch zu graben, sei es als Pflanzloch oder

später, wenn etwas ausgetauscht oder neu gepflanzt werden muss. Außerdem ist die Körnung von Schotter wesentlich grober als bei dem bei uns vorkommenden Kies, und der Anteil von feinen Körnungen, also Sand, ist lang nicht so groß. Also keine gute Voraussetzung für ein Substrat. Den Schotter ausbauen und durch ein besseres Substrat ersetzen, war mir aber auch zu aufwendig. Also musste ich wohl oder übel in den sauren Apfel beißen und mit dem Schotter Vorlieb nehmen. Wie man an den Fotos gut erkennen kann, hat es funktioniert. Einige wenige Stauden sind nicht zurechtgekommen, so z.B. der Diptam, der sonst in kiesigem Boden immer gut gedeiht. Der Ziest hatte von Anfang an chlorotisch gelbe Blätter, Ich vermute, dass die Gärtner, die mit der Ausführung betraut waren, tatsächlich nur den Schotter durchgearbeitet haben, und die darunterliegende Bodenschicht nicht angetastet haben. Wenn die bindig und verdichtet ist, kann es dort zu Staunässe kommen, was sich dann auf die beschriebene Weise äußert. Im dritten oder vierten Jahr war das nicht mehr aktuell. Allerdings war der Winter und das Frühjahr sehr trocken, was meine Theorie bestätigen würde.

Die Terrasse auf der West-Seite wurde als Bestand belassen. Aufgrund der Platzverhältnisse war eine Alternative kaum möglich. Aber die Terrasse auf der Südseite wurde eigentlich nicht wirklich gebraucht. Wer setzt sich im Sommer schon gerne in die pralle Sonne?



Die restlichen Flächen wurden mit anspruchsvolleren Stauden bepflanzt, den schon erwähnten C-Strategen, z.B. Pfingstrosen, Taglilien, Sonnenbraut u.a. Rasen gibt es keinen mehr.

Der größte Kostenfaktor bei diesem Projekt war der Pool, der wohl auch der Haupt-Auslöser für die Umgestaltung war. Eine reine Bepflanzung liegt etwa zwischen Pflaster und Rasen, was die Kosten betrifft





2. Vertauschte Reihenfolge

Das zweite Beispiel stammt aus einem Bungalowdorf in Brandenburg am Grimnitzsee. Ursprünglich wohl als "Ferienobjekt Bungalowsiedlung Grimnitzsee" der VEB Hartsteinwerke Vogtland wurde es nach der Wende privatisiert. Die neuen Eigentümer sanierten die Bungalows und die dazugehörigen Gärten.

Konkret wurden hier mehrere Bungalows zu einer Einheit zusammengefasst. Das Grundstück grenzt an die Uferpromenade, den Hauptzugang zum Strand, der an Sommertagen stark frequentiert wird. Eine Hecke an der Grundstücksgrenze würde zwar unliebsame Blicke von außen abhalten, der Blick nach außen wäre aber ebenfalls versperrt. Und das geht, wie wir bereits gesehen haben, auf Kosten der (gefühlten) Weite. Es stellt sich außerdem immer die Frage, ob man sich wirklich komplett von der Umwelt abgrenzen will, oder ob man die Privatsphäre auf das Notwendige beschränkt.



Als bessere Alternative schien es, unmittelbar an den Terrassen niedrige Hochbeete zu bauen und die mit mittelhohen bis hohen Blütenstauden und Gräsern zu bepflanzen. Die Bepflanzung ist im Sommer so dicht, dass man von außen nur schwer eingesehen werden kann. Von innen stellt das luftige Beet aber kein blickdichtes Hindernis dar. Deshalb bedeutet es eben keine absolute räumliche Begrenzung - der Gartenraum überlagert sich mit dem öffentlichen Raum und wirkt dadurch wesentlich größer als er tatsächlich ist. Man beachte, dass hier die klassische Abfolge – Terrasse, Rasen, Beet/Hecke – umgedreht wurde. Die Hochbeete sind hier direkt an der Terrasse angeordnet, was auf den ersten Blick eine Einengung des Terrassenraumes zur Folge hat. Das mag rein geometrisch betrachtet sogar stimmen. Die Fotos, glaube ich, sprechen eine andere Sprache.

Die Hochbeete sind aus Kostengründen niedriger ausgefallen als geplant. Eine feste Höhe von 40 bis 60 cm hätte die Schutzwirkung wesentlich stärker zum Ausdruck gebracht. Aber auch bei

der niedrigeren Version ist der Effekt bereits deutlich zu erkennen. Sie bestehen aus Corten-Stahl, einer Legierung, die nur außen rostet und dadurch sehr dauerhaft ist. Der rotbräunliche Rostton bildet einen schönen Kontrast zu der grünen Laubfarbe, was ihn für den Garten sehr beliebt macht. Man sollte sich aber im Klaren darüber sein, dass die Schutzwirkung nur gegeben ist, wenn die Fläche der Atmosphäre ausgesetzt ist, also nicht dauerhaft feucht ist. Corten-Stahl, der in der Erde eingebaut ist, rostet genauso wie normaler, unbehandelter Stahl. Deshalb ist bei diesen Hochbeeten auf der Innenseite eine Schutzbeschichtung wichtig. Auch bei der Unterkant gilt besondere Aufmerksamkeit. Ein Hochbeet aus Corten-Stahl, das in die Erde eingegraben wird, wenn auch nur ein paar Zentimeter, kann in wenigen Jahren bereits Löcher haben.

Auch im Winter markieren die Hochbeete den privaten Raum durch die architektonische Form. Einige Solitärsträucher in den Lücken der höheren Gräser werden im Laufe der Jahre für die vertikale Struktur sorgen und einen zusätzlichen Schutz bieten, ohne den Blick nach außen ganz zu verstellen.

Es macht übrigens einen großen Unterschied, welche Wuchsform man bei den Gehölzen verwendet. Ein Strauch mit basaler oder mesotoner Verzweigung ist im unteren Bereich dicht verzweigt und daher blickdicht. Hauptsächlich solche Wuchsformen sorgen bei kleinen Flächen für den engen, bzw. beengten Raumeindruck. Zu diesen Kategorien zählen z.B. die Forsythien, Spiräen, Flieder, also die meisten gängigen Blütensträucher. Das sind die klassischen Gehölze für freiwachsende Hecken, die blickdichte, raumbegrenzende Strukturen bilden

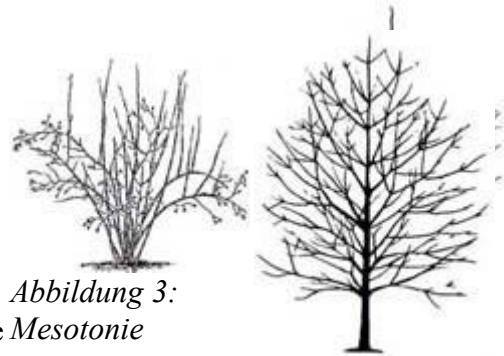


Abbildung 3:
Mesotone



Abbildung 2:
Akrotonie

Dagegen sind akrotonische Wuchsformen, also solche, die sich über die Spitzentriebe verzweigen, besser als Solitärgehölze geeignet, die zwar für vertikale Strukturen sorgen, den Blick nach außen aber nicht unbedingt einschränken. Diese Formen kann man im unteren Bereich freischneiden, d.h. entasten, so dass man ungehindert unter der Krone hindurchschauen kann. Große Arten bieten zudem einen guten Sonnenschutz, wenn sie dicht an dem Sitzplatz gepflanzt sind. Dazu gehören die Magnolien, Eisenholzbaum, Seidenakazie und viele andere. Gleiches gilt natürlich für alle Bäume, sofern sie aufgrund ihrer Größe für den Garten in Frage kommen.

Das Verzweigungsmuster gibt übrigens bereits einen Hinweis für die Pflege. Über die weitverbreitete Unart, Sträucher mit der Heckschere eine Form aufzuzwingen, muss ich mich hier hoffentlich nicht weiter auslassen. Mit fach- und artgerechter Pflege hat das nichts zu tun. Gehölze mit mesotoner oder basitoner Verzweigung werden i.d.R. nur ausgelichtet, indem man alte Triebe komplett entfernt. Alternativ kann man die Sträucher, wenn sie zu stark



verwachsen sind, im Winter 'auf den Stock setzen', d.h. sie bis ca. 10 bis 50 cm über dem Boden komplett abschneiden. Sie bilden dann sehr schnell neue Triebe, die bereits im ersten Jahr eine

Höhe von mehr als einem Meter erreichen können.

Bei Solitärgehölzen und Bäumen wird dagegen Wert darauf gelegt, dass der Habitus, also die Wuchsform, im großen und ganzen erhalten bleibt. Sie werden sozusagen skaliert. Man braucht dazu wesentlich mehr Geduld und Fachkenntnis. Ein falscher Schnitt kann nicht mehr rückgängig gemacht werden.



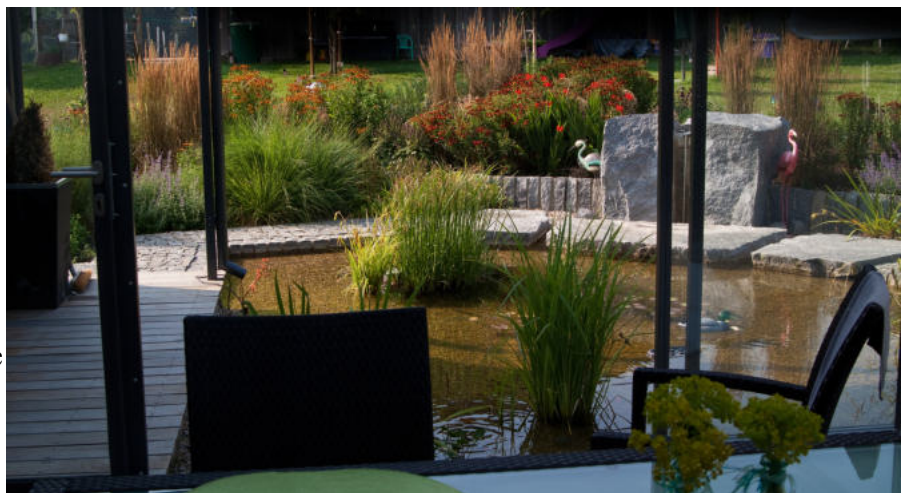


3. Ortsrand

Ein Haus am Ortsrand, unverbaubar, mit freier Fernsicht über das Sulzbachtal bis zum Bayerischen Wald. Die Terrasse mit Wintergarten ist nach Süden orientiert, wie das nun mal üblich ist. Man macht sich leider kaum Gedanken darüber ob das wirklich immer die erste Wahl ist. Die Südseite ist heiß, die Sonne knallt den ganzen Tag über ans Haus und wird von den Wänden noch zusätzlich reflektiert. Dazu kommt der Klimawandel, der ebenfalls für höhere Temperaturen sorgt.

Auch ich kann natürlich nicht leugnen, dass diese Anordnung im Frühjahr oder Herbst, vielleicht sogar an sonnigen Tagen im Winter, Vorteile hat. Ob das die Nachteile im Sommer aufwiegt, wage ich aber zu bezweifeln. Wenn man, so wie hier, sowohl die Nord-, als auch die Südseite zur Verfügung hat, spielt das vielleicht eine untergeordnete Rolle. Allerdings hätte man bei einer frühzeitigen Gartenplanung dafür sorgen können, dass zwischen Nord- und Südseite eine durchgehende Verbindung in den Wohnräumen besteht. Jetzt ist die Haustüre der einzige Zugang zu dem Sitzplatz auf der Nordseite. Es wäre, das lehrt die Erfahrung, immer wieder von Vorteil, wenn man Haus und Garten zusammen

plant. Das würde eine enge Zusammenarbeit und Abstimmung zwischen Hochbau- und Landschaftsarchitekten erfordern. Mag sein, dass die Zeit dafür noch nicht reif ist.







Generell bin ich der Meinung, dass alles, was interessant am Garten ist, in die unmittelbare Nähe der Aufenthaltsbereiche gehört. Gerade bei einem Wintergarten wäre es doch widersinnig, wenn sich vor dem Wintergarten noch eine weitere große, leere Terrasse ausdehnt. Es ist die Aufgabe der transparenten Wände, das Drinnen und Draußen optisch zu verbinden. Im Idealfall so, dass man die Trennung gar nicht bemerkt. Der Wintergarten würde dann eher wie ein Teil des Gartens wirken, und nicht wie ein Teil des Hauses. Der Name sagt eigentlich schon alles.



Ich finde, das ist hier recht gut gelungen. Das Wasser des Teiches reicht bis zum Holzbelag des Wintergartens. Ein kleiner Wasserfall sorgt für Bewegung und Blickfang, alles ist eingebettet in eine üppige Staudenpflanzung. Die eigentliche Außenterrasse ist etwas abseits gelegen und gibt den Blick in die Landschaft frei. Da das Gelände nach allen Seiten hin ansteigt, kommen die Beete besonders gut zur Geltung.

Die Wassertiefe des Teiches ist auf max. 20 cm beschränkt, damit für Kinder keine Gefahr besteht. Die tatsächliche Tiefe beträgt etwa 70 bis 80 cm. Das Haupt-Volumen des Teiches besteht aus einem Kiesfilter, durch den das Wasser laufend umgewälzt wird. Dadurch kann es sich im Sommer nicht zu stark erwärmen und wird in dem Kiesfilter zusätzlich biologisch gereinigt.

Mir liegt v.a. die Vorderseite des Hauses, hier also die Nordseite, am Herzen. Wie schon erwähnt, hat man von dort eine tolle Fernsicht. Wenn man die nicht in die Gartengestaltung integrieren würde, wäre das ein krasser Fauxpas. Aus der Situation heraus sind zwei Sitzplätze entstanden. Der eine für einen Tisch mit Stühlen direkt neben der Haustür in der Wandecke. Der ist über kurze Wege von der Küche aus erreichbar, ein wichtiger Aspekt für die Nutzbarkeit. Wenn man nämlich zu weit laufen muss, fallen kurzzeitige Aufenthalte weg, so was wie schnell mal eine Tasse Kaffee trinken oder kurz relaxen.

Der andere, etwas tiefer gelegen, also etwas stärker in die Bepflanzung eingebettet und daher ohne die Fernsicht, ist mehr für Ruhepausen an warmen Tagen im Schatten gedacht. Er bietet Platz für zwei Liegen. Auch wenn dieser Platz sozusagen im Vorgarten liegt, gewährt er doch genügend Schutz und Privatheit. Von der Straße aus, die etwas tiefer liegt, ist dieser Raum nicht sichtbar, so dass man tatsächlich ungestört ist, bis jemand direkt vor der Haustür steht.





4. Wasserillusionen

Es ist manchmal erstaunlich, wie ein kleiner Anlass zu einem großartigen Ergebnis führt. Ein älterer Teich war undicht und musste erneuert werden. Er stammte wohl noch aus der ersten Zeit der 'Biotope', in der Teiche vorwiegend für Frösche und Kröten angelegt wurden. Die Schönheit spielte damals nur eine untergeordnete Rolle. Ein Loch mit Folie ausgelegt und mit ein paar Wasserpflanzen versehen, war in vielen Fällen das Non plus Ultra.

Man kann sich leicht vorstellen, dass dieses kleine Loch in einem großen Grundstück anders wirkt als in einem kleinen Garten. Im kleinen Garten kann es durchaus einen Blickfang darstellen, in dem großen Grundstück geht es in der Fläche einfach unter. Es kommt dort gar nicht erst zur Geltung. Hier handelte es sich aber um ein wirklich großes Grundstück, in dem bereits ein großer Teich existierte. Allerdings tiefer gelegen als die Terrasse und von dort aufgrund der Bepflanzung nicht einsehbar. Das Grundstück gehört zu einer Firma, der Teich dient als Auffangbecken für Prozesswasser. Eigentlich eine tolle Lösung. Der Teich ist Lebensraum für Kröten und viele andere Tiere. Aufgrund der naturnahen Gestaltung fügt er sich problemlos auch in die Landschaft ein.

Bei der Planung für den neuen Teich wollte ich unbedingt eine optische Verbindung zwischen dem Bestandsgewässer und der neuen Wasserfläche herstellen. Der neue Teich sollte zwar, proportional zu der Grundstücksfläche, größer werden als das alte Wasserloch, idealerweise sollte aber darüberhinaus der Eindruck entstehen, dass beide Wasserflächen eine Einheit bilden. Vorbilder gibt es in den Infinity-Pools, die in erhabenen



Positionen am Ufer von großen Seen oder der Meeresküste gebaut werden. Wichtig ist dabei, dass der Rand zum größeren Gewässer hin sehr schmal ist, damit bei einem flachen Blickwinkel die Wasserflächen gewissermaßen aneinanderstoßen. Ich habe das Problem mit einer Stahlkante gelöst, die den Abschluss des neuen Teiches bildet. Wenn Wasser durch Wellenschlag oder bei Niederschlägen überfließt, wird es aufgefangen und in den großen Teich geleitet. Ein ständiges Zurückpumpen des übergelaufenen Wassers war dem Besitzer zu aufwendig, weshalb sich der Wasserstand jetzt immer etwa 3 bis 5 cm unter der Stahlkante einpegelt. Da die Stahlkante sehr schmal ist, fällt sie aus der Entfernung kaum auf.

Um Problemen mit Algenbildung von vornherein aus dem Weg zu gehen, wurde hier auch ein Filter eingebaut, wie man sie von Schwimmteichen her kennt. Zwischen Filter und Teich verläuft ein Weg aus großformatigen Granitplatten. Sie bieten ein einzigartiges Erlebnis beim Darüberschreiten, weil sie nur knapp über dem Wasserspiegel herausragen. Im Gegensatz dazu ist ein Steg immer mit einem größeren Abstand zur Wasseroberfläche verbunden, wodurch auch das Erlebnis distanzierter ist. Auch hier ist ein Hauptanliegen bei der Gestaltung, die Nähe zur Natur, diesmal zum Wasser, herzustellen.

Eine bestehende Gabionenwand wurde genutzt, um einen kleinen Sitzplatz zu integrieren. Im Gegensatz zur Terrasse, an der nichts geändert werden konnte, entspricht der genau meinen Vorstellungen von einem Platz inmitten der Natur. Umgeben von Wasser und Pflanzen, kann man hier eine völlig andere Perspektive als von der Terrasse genießen.



5. Offener Siedlungsgarten

Ein Grundstück in einem Neubaugebiet in Tiefenbach, Kreis Passau. Ortsrandlage. Grundstücksfläche 850 qm, mittlere Länge ca. 50 m, mittlere Breite ca. 17 m. Kennzeichnend für den Garten ist der Höhenunterschied zwischen EG und anschließendem Gelände von 3,00 m auf einer Länge von 25 m. Das Grundstück grenzt an zwei Seiten an den öffentlichen Verkehrsraum, wobei der Gehweg an der Längsseite tiefer liegt, an der unteren Schmalseite an einen öffentlichen Spielplatz. An der vierten Seite schließen sich höher gelegene Privatgrundstücke an.

Der Auftraggeber hatte sich vor Auftragsvergabe ausführlich im Internet über potentielle Auftragnehmer informiert und mich aufgrund der dort gezeigten Beispiele ausgewählt, so dass über Stilvorgaben kein Diskussionsbedarf bestand. Einzige Vorgaben waren ein Pool (blau), ein Lager für Brennholz und ein Gartengerätehaus.

Weil die Vorlieben und Entscheidungsprozesse beim Auftraggeber nie genau vorhersehbar sein können, werden immer mehrere Gestaltungs-, bzw. Raumkonzepte ausgearbeitet. Zur Ausführung kam letztendlich der Vorschlag mit einem Pool auf der Erdgeschosebene, der sich als markantes architektonisches Element aus dem abfallenden Gelände hervorhebt. Terrasse und Pool waren dabei leicht schräg angeordnet, um einen relativ großzügigen Raum sowohl auf der oberen, als auch auf der unteren Ebene zu erhalten. Im ganzen entstand ein kleinteilig strukturiertes Konzept, das die übliche Rasenfläche unmöglich machte. Lediglich auf der Nordseite, die im Prinzip reine Abstandsfläche ist, wurde im Verlauf der Bauarbeiten eine kleine Rasenfläche angesät.

Ein weiteres gestalterisch prägendes Element ist das anthrazitfarbene Recycling-Kunststoff-Material, das für Terrasse, Dusche, Poolabdeckung und Dachblende des Gartenhauses Verwendung findet. Als Glücksfall erweist sich die gleiche Farbe der Dachziegel, so



Abbildung 1: Dusche

dass die dunkle Belagsfarbe eine deutliche Verbindung im Garten herstellt. Auch die Belagsfärbung des Sitzplatzes im unteren Gartenbereich fügt sich als weiteres Glied ein. Das helle Betongrau des Pools und der Gartenwege sowie die blaue Folienfarbe bilden einen deutlichen Kontrast und verstärken damit die optische Wirkung. Im Verlauf der Bauarbeiten änderte sich die Vorstellung über die Nutzung des Gartenhauses vom ursprünglich reinen Gerätehaus zum Überwinterungsquartier für Kübelpflanzen. Es wurde daher zu einer frei geplanten Holzständerkonstruktion mit Wärmedämmung weiterentwickelt. Architektonisch bildet es exakt die Fortsetzung, bzw. Abschluss des Pools.

Die Formen, Strukturen und Materialien bilden das architektonische Gerüst des Gartens, das ohne die lebendige Bepflanzung nur Bauwerk, aber noch nicht Garten wäre. Was den Garten erst lebenswert macht, ist die üppige Bepflanzung mit Stauden und Gräsern. Diese erst sorgen für ein Gefühl von Natur. Das unterscheidet den Garten vom Haus: Im Haus schließt sich der Mensch von der Natur ab, im Garten sucht er wieder die Verbindung zu ihr.

Den Stauden und Gräsern kommt dabei die größte Bedeutung zu. Sie sorgen durch ihr relativ schnell wechselndes Erscheinungsbild – der Leere nach dem Rückschnitt im Frühjahr, dem schnellen Wachstum im Frühjahr und der Fülle im Sommer sowie den Absterbeprozessen im Herbst – für das dynamische Werden und Vergehen, das das Kennzeichen der Natur, bzw. des Lebens schlechthin ist. Im Garten ist der Bewohner durch die unmittelbare Nähe zu den Pflanzen nicht nur unbeteiligter Zuschauer, sondern er nimmt teil am Geschehen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist der verbleibende Raum vollständig mit Stauden bepflanzt. Es wurde Wert darauf gelegt, dass auch direkt am Haus, im Traufbereich, statt steriler Dränstreifen bepflanzte Kiesbeete entstehen, die gelegentlich bewässert werden müssen. Lediglich einige markante Solitärgehölze sorgen für Akzente im Winter (v.a. Immergrüne wie Bambus und *Prunus lusitanica*) oder unmittelbar vor den Terrassen



Abbildung 2: Bepflanzung Traufstreifen



(Tamarix, Cercis 'Forest Pancy', Buxus) in ein paar Jahren als Sichtschutz.

Neben der Blüte, die selbstverständlich ein wichtiger Aspekt einer Staudenpflanzung ist, bewirkt allein das Wachstum der Stauden eine Veränderung des Raumes. Die Fülle im Sommer geht mit einer Verengung des Raumgefüges einher, die umso deutlicher ausfällt, je kleiner ein Gartenraum ist. Auch das ist ein ernstzunehmender Beitrag, der den dynamischen Prozess erlebbar macht.

Die Veränderung des Raumes im Verlauf der Jahreszeiten ist hier durch die Bepflanzung aller Grünflächen mit Stauden deutlich erkennbar.

Auf eine Hecke oder spezielle Sichtschutzelemente wurde ebenso wie auf einen Zaun verzichtet. Die Lage am Rand zur Landschaft, im Osten lediglich durch Pferdestallungen getrennt, forderte geradezu einen fließenden Übergang ohne klare Grenzen. Zu Nachbarn, mit denen man sich versteht, sind ohnehin keine deutlichen Grenzzeichen nötig. Zum öffentlichen Raum bewirkt allein schon die Topographie die notwendige Trennung. Die fehlenden Grenz- und Sichtschutzelemente sorgen im übrigen auch dafür, dass die eigentlich beschränkte Gartenfläche optisch viel größer erscheint. Im Spätfrühling, wenn die Stauden und Gräser eine gewisse Höhe erreicht haben und der Straßenraum von der Terrasse aus nicht mehr sichtbar ist, wird zwar der unmittelbar an die Terrasse angrenzende Raum enger, der gesamte Gartenraum definiert sich aber eher durch die markanten Säulenhainbuchen entlang des Gehweges, bzw. durch die Gebäude auf der gegenüberliegenden Straßenseite.

Der Garten ist von außen nicht blickdicht, aber dennoch vom öffentlichen Raum und auch von den privaten Grundstücken optisch getrennt. Die Höhe der verwendeten Stauden und Gräser in Verbindung mit dem tiefer liegenden Gehweg sorgt dafür, dass die wenigen Fußgänger, die den Gehweg benutzen, keinen freien Einblick zu den Aufenthaltsbereichen haben. Somit bleibt die Privatsphäre trotz der offenen Gestaltung durchaus gewahrt.



Dieser Garten wurde bei den Taspo Awards 2019 mit dem 3. Preis ausgezeichnet. Die Taspo Awards sind die ältesten deutschlandweiten Wettbewerbe der grünen Branche. Die Preise werden in

den unterschiedlichsten Kategorien vergeben, darunter auch für den besten Privatgarten.



6. Fenster

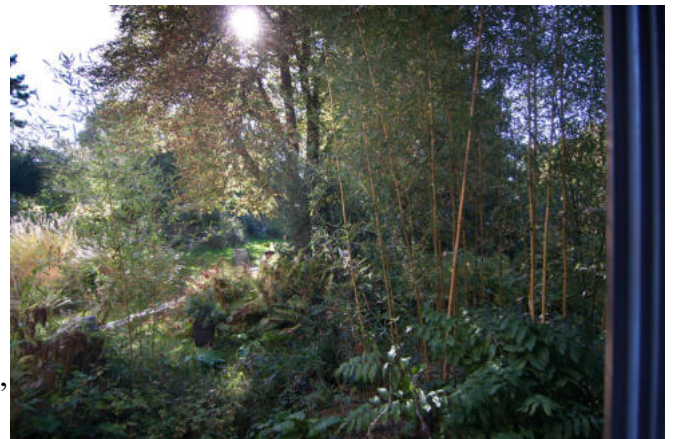
Wie in Kapitel D bereits angesprochen und im ersten Beispiel gezeigt, lege ich Wert auf die Blickbeziehungen zwischen den Wohnräumen im Haus und dem Garten. Der Blick aus dem Fenster sollte keineswegs der Terrasse gewidmet sein, sondern der Natur. Man darf dabei ruhig auch einmal unkonventionell vorgehen, so wie in diesem Beispiel von meinem eigenen Haus/Garten. Dort kann ich auch mal etwas ganz Ungewöhnliches wagen. Was nicht funktioniert, wird halt wieder abgebaut.

Das Haus ist ein Altbau, teilrenoviert. Wenn ich Fenster oder Türen ausgetauscht habe, habe ich nicht immer wieder die Fehlstellen verputzt, was in den Fotos z.T. äußerst unschön zur Geltung kommt. Da ich nicht sicher sein kann, ob ich noch lebe, wenn der Verputz wieder vollständig hergestellt ist, kann ich nicht darauf warten. Man möge mir das verzeihen.

Der große Vorteil von meinem eigenen Haus ist die kurzfristige Dokumentationsmöglichkeit. Immer wenn es irgend ein besonderes Bild oder eine Stimmung festzuhalten gilt, bin ich zur Stelle. Da es hier um die Dynamik geht, ist das sehr wichtig.

Die Fotos sind aus einem Wohnraum entstanden, der auf einer Seite (SW) ein Fenster hat, auf der NW-Seite eine Terrassentür mit Zugang zu einem kleinen Sitzplatz mit Platz für maximal zwei Personen. Was woanders normalerweise eine Terrasse ist, ist bei uns lediglich ein Granittisch unter einer Kastanie mit Stühlen nach Bedarf. Bis jetzt war das immer ausreichend

Vor dem Fenster habe ich einen großzügigen Wurzelraum für einen Bambus (*Phyllostachys aureosulcata spectabilis*) abgetrennt, in dem sich die Rhizome ungehindert ausbreiten können. Dadurch wird der Trieb von Jahr zu Jahr stärker, die Halme werden also höher und dicker. Damit nicht der gegenteilige Effekt entsteht und man aus dem Fenster nur ein grün-gelbes Dickicht sieht, werden alle dünnen Triebe konsequent entfernt. Auch die Triebe, die links im Bild wären und den Blick auf die Rasenfläche versperren würden, dürfen nicht stehen bleiben. Ursprünglich waren hier



zwei verschiedene Bambusarten gepflanzt (*Ph. bissetii* und eben *Ph. aureosulcata*), von denen leider der eine (*Ph. bissetii*) überhand nahm. Da mir die grünen Triebe von *Ph. bissetii* irgendwann nicht mehr gefallen haben, habe ich den konsequent herausgeschnitten. Bis sich der *Ph. aureosulcata* wieder richtig etabliert hat, wird es noch eine Weile dauern, so dass die letzten Fotos von dieser Fläche noch nicht ganz das ausdrücken, was ich eigentlich zeigen will. Aber auch hier gilt, was bereits vom Verputz gesagt wurde.

Wenn man nicht aufpasst, kann die Pflanzung den Raum verdunkeln. Dafür sorgt hier aber mehr die Kastanie, die in kurzer Entfernung vom Haus steht.

Auf längere Sicht wird der Bambus auf den Raum rechts vom Fenster beschränkt werden. Die Zwischenräume und die linke Seite werden mit Stauden bepflanzt, so dass der Boden nicht kahl bleiben muss. Es kommen dabei nur kräftige Stauden in Frage. Hier wachsen z.B. folgende Stauden ganz gut:

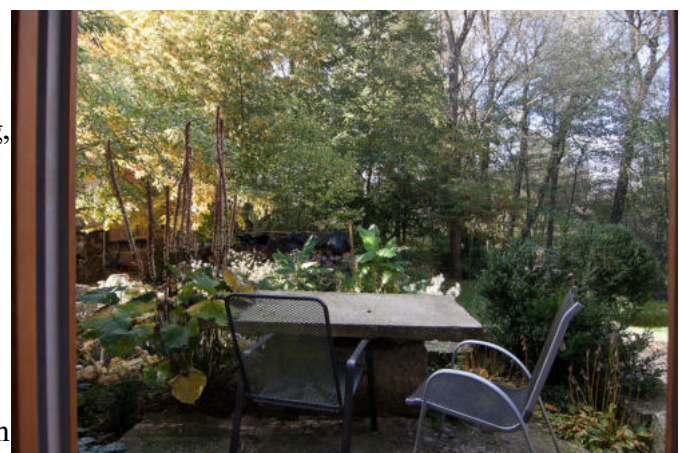
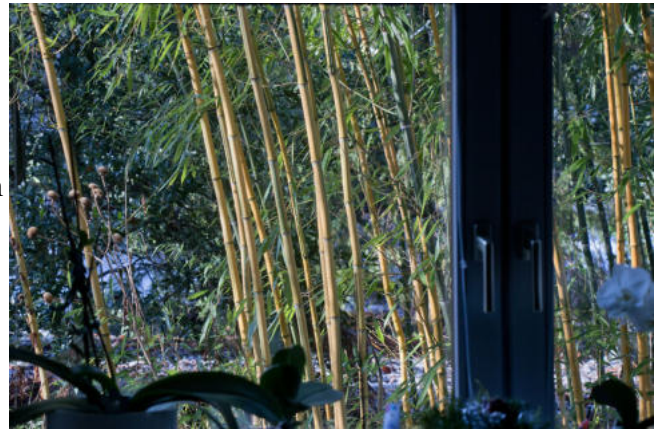
Helleborus foetidus (stinkende Nieswurz), *Helleborus orientalis* (Christrose), *Polygonatum-Hybr.* (Salomonsiegel), *Cyclamen coum* (Alpenveilchen).

Der Geißbart und die Telekien, die auf meinem Grundstück überall wild wachsen, werden sich auf freien Stellen über kurz oder lang von alleine ansiedeln. Sie sind hier auch willkommen.

Der Platz vor der Terrassentür ist mein persönlicher Lieblingsaufenthalt. Als dieser Platz entstand, musste noch die Zufahrt für Radlader und LKW bestehen bleiben, so dass für den Sitzplatz nur eine Tiefe zwischen Haus und Einfassung von etwa 2,50 m zur Verfügung stand. Da die Wohnungsebene etwa 1,50 m über dem angrenzenden Gelände liegt, musste ein harter Schnitt gebaut werden. Die Granitsteine, die sich im Laufe der Jahre angesammelt haben, waren das ideale Material dafür. Für zwei Stühle wurde eine größere Krustenplatte verlegt, davor kam ein massiver Tisch, ebenfalls aus Granit. Die Restflächen – wie könnte es anders sein – wurden bepflanzt. Viel Platz steht auch dafür nicht zur Verfügung, da sich der Bambus ab dem Hauseck breit macht.

Die Ausrichtung dieser Seite ist Nord-Nordwest. Wenn man den Schattenwurf des Bambus mit berücksichtigt, sieht man hier auch im Sommer erst am späten Nachmittag die ersten Sonnenstrahlen. Genau so mag ich das. Kein Ärger mit Sonnenschirmen, Markisen oder sonstigem technischen Gerät. Nur ein Tisch und zwei Stühle, eingebettet in eine lebendige Umgebung.

Es bleiben also 4 Quadratmeter Nutzfläche – wenn man den Tisch mit hinzurechnet, sind es



fünfeinhalb. Der Granittisch sorgt durch seine Masse für Schutz und Raumbegrenzung. Die erhöhte Position durch den Höhenunterschied zwischen oberer und unterer Fläche wird dadurch gar nicht wahrgenommen. Die Durchfahrt verschwindet ebenfalls aus dem Blickfeld. Erst das Beet dahinter ist wieder sichtbar. Hier gedeiht eine japanische Faserbanane (*Musa basjoo*), die eine exotische Note in die niederbayerische Landschaft bringt. Diese Banane ist die einzige Pflanze auf dem ganzen Grundstück, die einen Winterschutz erhält. Alle anderen Pflanzen müssen sich weitgehend selbst anstrengen, um zu überleben.

Das ist genau der Platz, den ich unter der Überschrift 'Abstraktion' im Kapitel 'Gestaltung' beschrieben habe: Eine Lichtung im Wald, die Geborgenheit vermittelt. Alternativ zu dem sehr kleinen Sitzplatz hätte man leicht auch einen Balkon vor die Tür bauen können, mit mehr Fläche auch für mehr Personen. Das wäre dann der erhabene Platz über der Natur geworden, aber nicht mehr der Platz in der Natur. Die Atmosphäre wäre eine völlig andere.

Trotz der geringen Fläche entsteht kein beengter Eindruck. Die gestalterische Anordnung der baulichen Elemente und der Bepflanzung lassen Weite erahnen, weil die Landschaft optisch integriert ist. Die Grundstücksgrenze ist irgendwo in der Böschung zum Sulzbach, das gegenüber liegende Ufer und die angrenzende Wiese ist Überschwemmungsbereich und wird daher auf Dauer kaum verändert werden. Der gefühlte Raum reicht mindestens bis ans gegenüberliegende Sulzbachufer, im Winter, wenn die Bäume keine Blätter haben, sogar noch weit darüber hinaus.

Die Bäume, die auf den Fotos zu sehen sind, habe ich irgendwann vor 30 Jahren gepflanzt, abgesehen von den Weiden und Erlen am Sulzbachufer. Damals war noch lange nicht abzusehen, dass hier einmal eine Terrasse entstehen würde (die Tür gibt es erst seit knapp 10 Jahren). Zu dieser Zeit habe ich jeden freien Quadratmeter als Lagerplatz genutzt. Insofern ist dieser Bereich nicht geradlinig geplant, sondern mehr oder weniger aus der Situation heraus entstanden, wie eigentlich alles, was sich auf meinem Grundstück abspielt. Auch die Größe dieser kleinen Freifläche ergab sich irgendwie aus der begrenzten Anzahl der zur Verfügung stehenden Granitstelen.

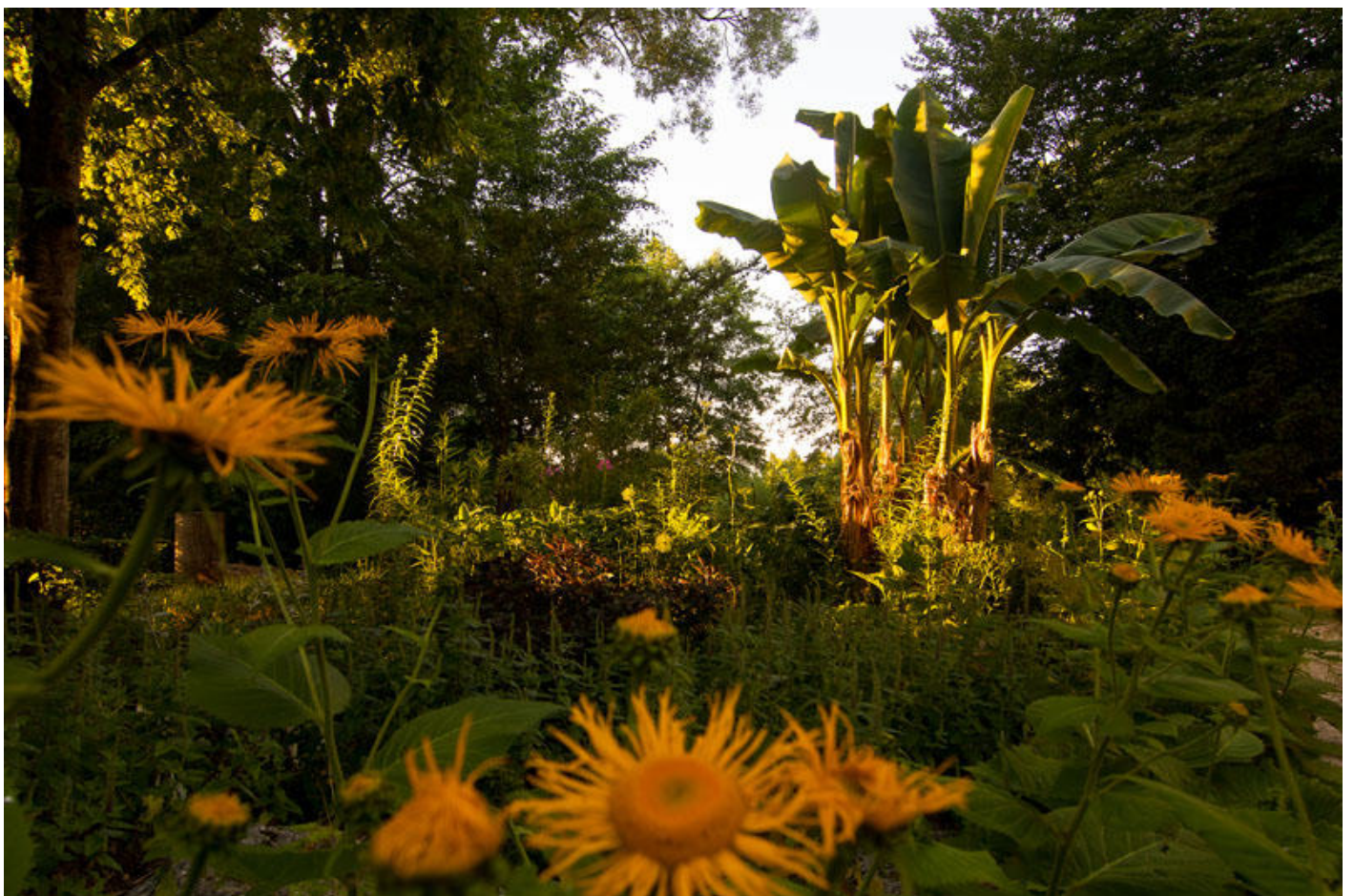
Deshalb ist die kleine Sitzfläche auch ans Haus angelehnt, was ich ja eigentlich gar nicht so gut finde. Aber auch das wäre auf der kleinen Fläche anders nicht möglich gewesen. Es ist wie (fast) überall: Die idealen Bedingungen gibt es nirgendwo, immer muss man sich mit der individuellen Situation arrangieren. Es gibt allerdings noch einen weiteren guten Grund, warum die Lage direkt



am Haus ein Vorteil ist: Mit steigender Entfernung zum Haus nimmt die Sonneneinstrahlung zu. Gerade das möchte ich aber in erster Linie vermeiden.

Trotzdem scheint mir diese Situation wie die Essenz meiner gärtnerischen Arbeit, auch wenn vieles im Nachhinein hätte besser gemacht werden können. Mein kleiner Platz im Grünen, wo man die Natur erleben kann, wo man gleichzeitig die Nähe und die Weite genießt, ist hier Wirklichkeit geworden.

Und alles, was man sieht, wenn man sich draußen aufhält, sieht man auch aus dem Inneren unseres Hauses. Die Jahreszeiten, die Dynamik des Werden und Vergehens spielen sich direkt vor der Scheibe der Tür ab. Wenn das bei unserem Altbau mit relativ kleinen Fenstern und Türen möglich ist, um wieviel besser kann das dann bei einem Neubau der Fall sein, mit all den heutigen Möglichkeiten der großflächigen Glasfassaden.







www.lebendige-gaerten.de

